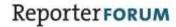
www.reporter-forum.de

Deutscher Reporterpreis 2019

Die Sieger

Reportage	
Dr. Harald Maass, SZ Magazin: Die Welt, von der niemand wissen soll	4
Investigation	
gemeinsame Einreichung Spiegel & Süddeutsche Zeitung: Die Ibiza-Affä	<u>re</u>
- "Joschi mach das jetzt klar", Martin Knobbe & Team	26
- In der Falle, Bastian Obermayer & Team	39
Lokalreportage	
J. Betschka, M.Nejezchleba, Berliner Morgenpost: Die toten Babys von	
Neukölln	58
Interview	
Anna Kemper, ZEITMagazin; "Ich stand vor ihr, wie vor einem Richter"	68
Sportreportage	
Nicola Meier, die ZEIT: Ja! Jaa! Jaaa!	86
Wissenschaftsreportage	
Patrick Bauer, Patrick Illinger, Till Krause, SZ Magazin: Wunschdenken	99
Freie(r) Reporter(in)	
Katrin Blum, SZ Magazin: Aus den Augen	118

Kritik	
Gabriela Herpell, SZ Magazin: Spiel mit dem Tod	131
Essay	
Else Buschheuer, SZ Magazin: Kriegerin	146
Multimedia	
Sensor und Reporter: #Bienenlive	153
Datenjournalismus	
Lubena Awan, Andreas Baum, Michael Gegg, Sidney Gennies, Hendrik	
Lehmann, David Meidinger, Helena Wittlich, Tagesspiegel: Wer profitiert	-
vom Berliner Mietmarkt?	171



www.reporter-forum.de

Die Welt, von der niemand wissen soll

In der Region Xinjiang unterdrückt China die muslimische Minderheit. Dazu wurden geheime Umerziehungslager errichtet – und ein Hightech-Überwachungssystem, das zeigt, wie Diktaturen von morgen aussehen könnten.

Text und Fotos: Harald Maass, Süddeutsche Zeitung Magazin, 14.03.2019



Überall in Xinjiang prägen Polizisten das Straßenbild. 90.000 neue Polizeistellen wurden in einem Jahr ausgeschrieben. Muslime müssen jeden Tag Sicherheitskontrollen durchlaufen. Foto: Kevin Frayer / Getty Images

»Auf der Polizeiwache musste ich meine Hosentaschen leeren, den Gürtel und die Schnürsenkel abgeben. Dann setzten sie mich auf einen Eisenstuhl und stellten Fragen.«
– Kairat Samarkhan, Gemüsehändler aus dem Regierungsbezirk Altai, Region Xinjiang, China

Mit einem Wink deutet der chinesische Grenzpolizist auf das Förderband. Mit erhobenen Händen muss ich mich auf das schmale Band stellen, das mich langsam

www.reporter-forum.de

durch eine große, graue Maschine zieht. Ein Brummen ertönt, während die Elektronik mich von Kopf bis Fuß durchleuchtet. Gleich werden die Beamten mein Gepäck durchwühlen. Die privaten Fotos und Nachrichten auf meinem Handy begutachten, Dokumente auf meinem Computer öffnen. Meine Fingerabdrücke scannen, mein Gesicht fotografieren. Und sie werden Fragen stellen: Warum ich einreisen will? Was mein Beruf ist? Ob ich Freunde oder Bekannte habe, die ich besuchen werde? Eine halbe Stunde dauert das Verhör. Dann stehe ich im gleißenden Sonnenlicht auf der Straße.

Durch die Region Xinjiang im Westen Chinas zogen einst die Karawanen entlang der Seidenstraße, um Gold und Glas ins Reich der Mitte sowie Seide und Porzellan auf dem Rückweg zu transportieren. Über Jahrtausende hinweg verbanden die Oasenstädte hier den Osten mit dem Westen. Heute ist das Wüstengebiet, mehr als viermal so groß wie Deutschland, ein Experimentierfeld für Chinas Überwachungsstaat – technisch hochgerüstet wie kein anderer Ort der Welt. Eine Dystopie aus Hightech-Kontrollen und Polizeiwillkür. Ein Gebiet, in dem die Menschen rund um die Uhr vom Staat bespitzelt werden. Von Kameras, die jeden Weg und jede Begegnung aufzeichnen. Von staatlichen Aufpassern, die sich für Wochen in den Häusern der Familien einquartieren und in deren Betten schlafen. Jeder steht unter Verdacht: ein Bart oder traditionelle Kleidung? WhatsApp, Facebook oder andere verbotene Apps auf dem Handy? Regelmäßiges Beten? Häufiges Tanken? In Xinjiang reicht das, um in einem System aus geheimen Umerziehungslagern und Gefängnissen zu verschwinden.

»Sie verhörten mich tagelang, ohne Unterbrechung. Irgendwann schlief ich ein. Dann hörte ich Gebetsrufe. Ich stellte mich schlafend. Es ist ein Trick: Wenn man auf die Gebetsrufe reagiert, sagen sie, man sei ein religiöser Extremist.«

– Kairat Samarkhan

Korgas am Rand des Tianshan-Gebirges, Grenzstadt zwischen Kasachstan und China. Entlang der sechsspurigen Hauptstraße ragen Hochhäuser und Baukräne in den Himmel. Peking hat hier, mehr als 3000 Kilometer von der boomenden Küste entfernt, große Pläne. Korgas soll ein Verkehrsknotenpunkt für den Handel mit Zentralasien und Europa werden. Für Milliarden von Yuan entsteht im Grenzgebiet der größte Trockenhafen der Welt. Ein Vorzeigeprojekt für Chinas Wirtschaft. Doch die Stadt wirkt wie im Krieg. Die Eingänge zu den Gebäuden sind mit Panzersperren aus Stahl und Stacheldraht verrammelt. An den Straßenkreuzungen stehen Militärposten mit Maschinengewehren. Polizeiautos rasen mit jaulenden Sirenen durch leere Straßen. Nur noch wenige Händler und Reisende überqueren die Grenze. Zu gefährlich ist die Fahrt in Chinas Westen. Binnen eineinhalb Jahren – fast unbemerkt von der globalen Öffentlichkeit – hat China in Xinjiang ein gewaltiges Lagersystem errichtet. Nach Schätzungen sind bis zu eine Million Menschen, Angehörige muslimischer Minderheiten, in Umerziehungslagern interniert. Ein Bericht des US-Kongresses spricht von der »größten Masseninhaftierung einer Minderheitenbevölkerung weltweit«.



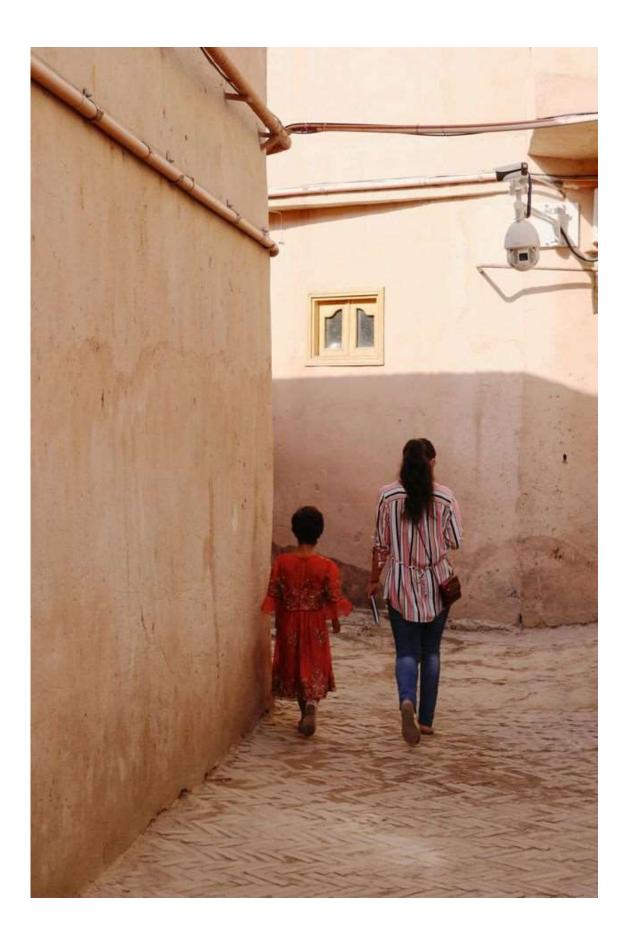
www.reporter-forum.de

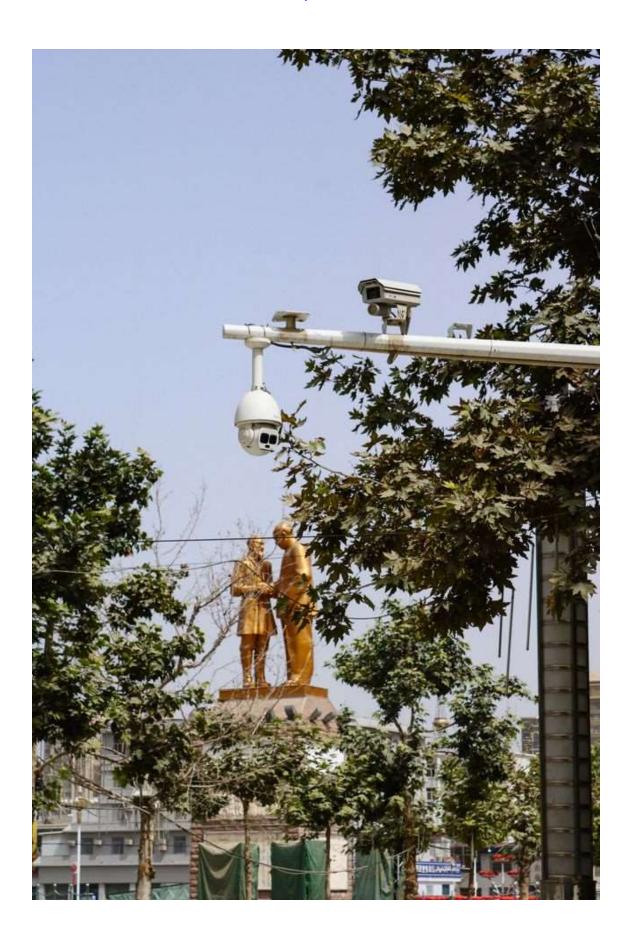
Ein Mann führt seine Schafe über den Friedhof von Yarkant. Selbst kleinste Dörfer werden in Xinjiang mit Kameras überwacht. Viele davon sind mit automatischer Gesichtserkennung ausgestattet.

»Neue Grenze« bedeutet Xinjiang auf Deutsch. Für Chinas Kaiser waren die Wüsten und Gebirge lange der äußere Vorposten ihres Einflussgebietes. In den Oasen lebten vor allem Uiguren, ein muslimisches Turkvolk mit zentralasiatischen Gesichtszügen, dessen Sprache mit dem Türkischen verwandt ist. Dazu kamen Kasachen, Mongolen, Kirgisen und Tadschiken. Ein Schmelztiegel aus Sprachen, Kulturen und Religionen. 1949 besetzten Mao Zedongs Truppen das Gebiet. Xinjiang wurde zur Provinz der neu gegründeten Volksrepublik China und bekam später den Status einer Autonomen Region. In den folgenden Jahrzehnten schickten Pekings Kommunisten Millionen von Han-Chinesen als Arbeiter und Bauern in den bis dahin vor allem von Muslimen besiedelten Westen. Staatliche Unternehmen begannen, die reichen Bodenschätze auszubeuten. Noch mehr Chinesen kamen. Heute sind die elf Millionen Uiguren und 1,6 Millionen ethnischen Kasachen an vielen Orten eine Minderheit in ihrer eigenen Heimat.

Experimentierfeld für Leben im Raster

Millionen von Daten aus der flächendeckenden Überwachung, Informationen aus Bewegungsprofilen und sogar dem persönlichen Einkaufsverhalten der Menschen in Xinjiang laufen jeden Tag in eine gemeinsame Plattform, die von Algorithmen ausgewertet wird. Bei Abweichungen wird die nächste Polizeistation alarmiert.







www.reporter-forum.de

»Strebt nach dem Glück des Volkes, nach dem Wiedererstarken des Landes«, steht in roten Schriftzeichen auf der Wand in einer Fußgängerunterführung. Unter der himmelblau beleuchteten Decke lächelt der Staats- und Parteichef Xi Jinping vom Poster. Vor der Busstation bewachen schwarz uniformierte Polizisten den Eingang. Jeder Reisende muss seinen Personalausweis auf ein elektronisches Lesegerät legen. Eine Kamera mit Gesichtserkennung prüft die biometrischen Daten. Erst wenn auf dem Bildschirm ein grüner Balken erscheint, darf man passieren. Dreimal wird jeder Fahrgast auf diese Weise noch kontrolliert – am Kartenschalter, beim Zugang zum Wartebereich, im Bus. Jede Fahrt wird so von den Behörden registriert und aufgezeichnet.

Mit einem schwarzen Handscanner, der wie ein größeres Handy aussieht, macht einer der Polizisten ein Foto von mir und lädt es hoch. Ab jetzt bin ich in Xinjiangs Überwachungssystem registriert. Es überwacht Telefongespräche, E-Mails und Chats. Es zeichnet auf, was Menschen einkaufen, welche Internetseiten sie aufrufen, wie viel Strom sie verbrauchen, wann sie wen besuchen. Dieses System wird sich in den folgenden 13 Tagen meines Aufenthalts als nahezu lückenlos herausstellen. In jeder Straße, jeder Gasse, selbst in den entlegensten Dörfern überwachen Videokameras das Leben der Menschen. Sie sind auf Metallbrücken über der Straße installiert, an Hauswänden, an Straßenlaternen, auf Kiosken. Sie starren einem in Geschäften entgegen, in Restaurants, Büros, Schulen, Moscheen, Behörden, Krankenhäusern, in jedem Taxi und Bus. Der Staat hat Millionen Augen.

»Ich sei illoyal gegenüber dem Vaterland, sagten sie. Sie fesselten mich an Händen und Füßen und zogen mir einen schwarzen Sack über den Kopf. Dann brachten sie mich ins Lager.«

- Kairat Samarkhan

Nach wenigen Kilometern stoppen Polizisten unseren Bus. Sicherheitskontrolle. Die vier Han-Chinesen dürfen sitzen bleiben. Alle anderen Passagiere, rund ein Dutzend Uiguren, ethnische Kasachen und ich, müssen aussteigen und werden von Uniformierten in eine Halle dirigiert. Dort beginnt das Prozedere von Neuem: Ausweiskontrolle, Gesichts- und Ganzkörper-Scan. Eine Frau und ein Mann müssen ihre Handys abgeben. Die Polizisten schließen die Handys an ein kleines Gerät an, das alle Fotos, Nachrichten, Chats und Anruflisten herunterlädt. Das Muster ist überall in Xinjiang gleich: Die Kontrollen beziehen sich ausschließlich auf die Muslime, die der Staat als Sicherheitsrisiko sieht. Morgens beim Verlassen des Wohngebäudes, bei der Fahrt im Bus, während der Arbeit, beim Betreten des Supermarkts, auf der Straße – ständig werden die Menschen inspiziert.

Chinas Regierung rechtfertigt die Praxis mit dem Schutz vor Terrorismus. Seit einigen Jahren häufen sich Unruhen und Anschläge, die die chinesische Bevölkerung verunsichern. 2014 stürmten mit Messern bewaffnete Angreifer einen Bahnhof in Kunming, Provinz Yunnan, und stachen 31 Menschen nieder. Ein Jahr zuvor hatten uigurische Selbstmordattentäter ein Auto in eine Menschenmenge auf dem Platz des Himmlischen Friedens in Peking gesteuert. In Ürümqi, der Hauptstadt von Xinjiang, kam es 2009 zu Massenprotesten und gewaltsamen Aufständen, von Chinas Militär

www.reporter-forum.de

brutal niedergeschlagen. Fast 200 Menschen starben in diesen Tagen. Peking macht uigurische Terrorgruppen für die Anschläge verantwortlich und verweist darauf, Uiguren würden an der Seite des Islamischen Staates in Syrien kämpfen. »Es besteht kein Zweifel, dass die intensiven Kontrollen zum Frieden im heutigen Xinjiang beitragen«, schreibt die staatliche Zeitung *Global Times*: Man habe ein »chinesisches Syrien« in der Region verhindert.

Viele Beobachter sehen das anders, für sie sind die Unruhen ein Ausdruck der wachsenden Verzweiflung der Uiguren: Seit den Neunzigerjahren hat China die Rechte der Minderheiten immer weiter beschnitten und ihre Kulturen zurückgedrängt. An den Schulen werden die Kinder heute fast ausschließlich auf Hochchinesisch unterrichtet – selbst in den Pausen und in Elterngesprächen dürfen die Lehrer nicht Uigurisch sprechen. Frauen dürfen keine Schleier mehr tragen, die ihr Gesicht verhüllen. Imame wurden verhaftet, Moscheen geschlossen. Auslandsreisen sind für viele unmöglich geworden – ab 2016 sammelten die Behörden die Reisepässe der Uiguren und ethnischen Kasachen ein. In manchen Orten dürfen nur noch Messer verkauft werden, in die die Ausweisnummer des Käufers als QR-Code mit einem Laser auf die Klinge graviert ist, zum Schutz gegen mögliche Messerattacken. Dutzende muslimische Namen sind als »extremistisch« verboten, darunter so alltägliche wie Mohammed und Fatima. Kinder mit diesen Namen müssen umbenannt werden.

»Volkskrieg gegen Terrorismus« nennt Peking die Kampagne, die in Wirklichkeit ein Krieg gegen das eigene Volk ist. Als obersten Feldherrn schickte Chinas Kommunistische Partei 2016 den Parteisekretär Chen Quanguo nach Xinjiang. Chen hatte sich zuvor in Tibet den Ruf eines Hardliners erarbeitet. 90.000 neue Polizeistellen ließ Chen allein im ersten Jahr nach seinem Antritt ausschreiben. Hunderttausende neue Überwachungskameras wurden installiert. 2017 verdoppelten sich die Ausgaben für Polizei und Sicherheit auf umgerechnet 7,3 Milliarden Euro. Manche Landkreise geben ein Zehntel ihres Budgets für den Überwachungsstaat aus.

»Das Lager liegt im Gebiet Altai neben einem Gefängnis, ein großer Neubau für mehrere Tausend Insassen. Ich musste mich nackt ausziehen. Dann haben sie mich untersucht und meine Haare kurzrasiert. Ich kam in einen Raum mit 16 Leuten. Ein Loch im Boden war die Toilette. Als Neuankömmling musste ich neben der Toilette schlafen.«

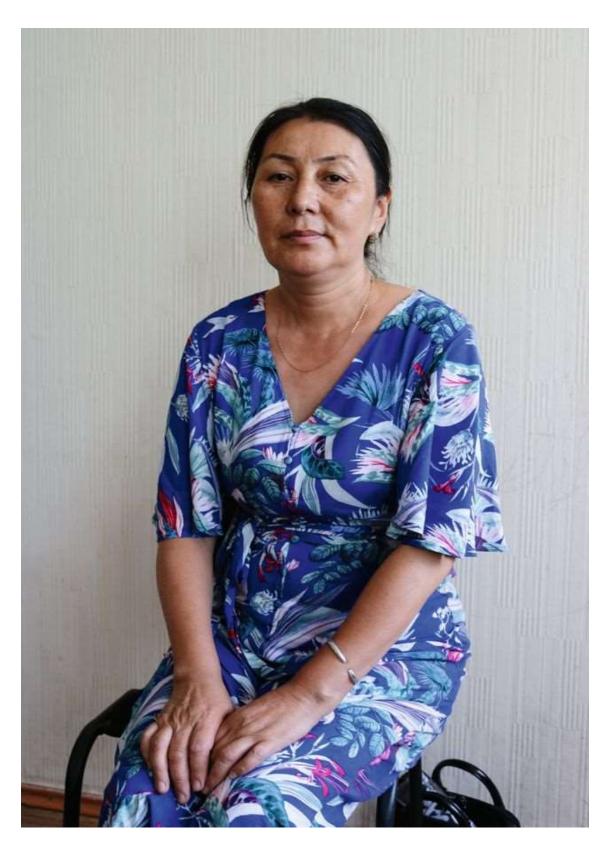
Kairat Samarkhan

www.reporter-forum.de



Kairat Samarkhanwurde als »illoyal« eingestuft und in ein Umerziehungslager gesperrt. Nach drei Monaten war er so verzweifelt, dass er versuchte, sich das Leben zu nehmen. Als einem von wenigen Inhaftierten gelang ihm nach seiner Freilassung die Flucht ins Ausland.

www.reporter-forum.de



Gülnur Beikut hatte über lange Monate keinen Kontakt zu ihrem Mann. Der damals 51-Jährige kam vor mehr als einem Jahr ins Lager, weil er WhatsApp auf dem Handy installiert hatte.

www.reporter-forum.de



Aybibi Kozhamkul sprach mit unserem Reporter an einem geheimen Ort im Ausland. Ihr Mann Zhengis Zhumadylkhan verschwand mehrere Monate in einem Umerziehungslager.

In Gulja im Norden von Xinjiang liegt der Duft von gebratenen Hammelspießen und Chilinudeln in der Luft. Aus den Kaufhäusern an der Straße der Befreiung dröhnen chinesische Popsongs. Plakate werben für Handys und Gesichtscremes. Auf den ersten Blick wirkt Gulja, mehrheitlich von ethnischen Kasachen bewohnt, wie eine normale chinesische Stadt. Dann fallen einem die Wachleute mit den meterlangen Holzknüppeln auf, die vor Märkten und an Kreuzungen stehen. Die Sicherheitsschleusen vor den Geschäften, Restaurants und Hotels. Mit Metalldetektoren und Röntgengeräten werden Menschen auf Waffen und Sprengstoff kontrolliert.

Alle paar Hundert Meter stehen Polizeiwachen entlang der Straßen, blau-weiß gestrichen. Davor sind Volkspolizisten mit Sturmgewehren, Schlagstöcken und Schilden postiert. »Nachbarschaftspolizei Servicestationen« heißen die hochgerüsteten Gebäude, die in den vergangenen zwei Jahren zu Tausenden errichtet wurden. Sie sind Teil des flächendeckenden »Rasters zur Verwaltung der Gesellschaft«, mit dem das Volk überwacht wird. Jede Polizeistation ist für etwa 500 Einwohner zuständig, die sich gegenseitig bespitzeln und denunzieren sollen. Auf den Dächern der Polizeiwachen blinken rund um die Uhr Alarmlichter in Rot und Blau, sie tauchen die Stadt nachts in

www.reporter-forum.de

ein stets zuckendes Licht. Vor manchen Stationen parken gepanzerte Militärwagen. Wachhunde bellen. Sirenen heulen. Die Bevölkerung soll in ständiger Alarmbereitschaft gehalten werden. Und in Angst.

»Der Tagesablauf war immer gleich. Um sechs Uhr aufstehen, Frühstück, Betten machen. Dann Unterricht: Die Ergebnisse des Parteitags auswendig lernen. Die Nationalhymne und Parteilieder singen. Abends mussten wir Aufsätze darüber schreiben, was wir künftig besser machen wollen.«

- Kairat Samarkhan

Es war Nacht, Dolkun Tursun war im Videochat mit seinen beiden erwachsenen Töchtern, als es gegen seine Wohnungstür in Gulja hämmerte. »Jetzt sind sie da, um mich abzuholen«, sagte er noch. Dann wurde der Bildschirm schwarz. Das war im Oktober 2017. Kurz darauf verschwand der damals 51-Jährige in einem Umerziehungslager. »Wir wissen nicht, wie es ihm geht«, sagt seine Ehefrau Gülnur Beikut bei unserem ersten Treffen. Sie trägt ein blaues Kleid, um den Hals eine schlichte Goldkette. Das Interview mit ihr und anderen Angehörigen von Lagerinsassen, die in diesem Artikel vorkommen und denen es allen wichtig ist, dass sie mit ihren echten Namen genannt werden, müssen wir an einem geheimen Ort außerhalb von China führen. Wer in Xinjiang mit einem Ausländer spricht, wer auch nur ein Telefonat mit dem Ausland führt, der riskiert, sofort festgenommen zu werden und im Lager zu verschwinden.

Dolkun Tursun ist eigentlich ein Vorzeigebeispiel für Chinas Minderheitenpolitik. Er ist Mitglied der Kommunistischen Partei und hatte sich vom Mathematiklehrer zum stellvertretenden Leiter der städtischen Märkte in Gulja hochgearbeitet. Wie Zehntausende andere ethnische Kasachen war er 2011 für die Rente ins benachbarte Kasachstan gezogen, auch weil das Leben dort billiger ist. Die Wohnung in Gulja behielt die Familie. Im März 2017 erhielt Torsun einen Anruf von seinem letzten Arbeitgeber. Es gebe Fragen zu seiner Rente, er solle bitte für zwei Tage nach Xinjiang kommen, berichtet seine Ehefrau: »Er dachte, das sei nur eine Formalie.« Als er in Gulja ankam, wurde ihm der Pass abgenommen. Die Behörden warfen ihm vor, dass er WhatsApp auf seinem Handy installiert hatte. Für 14 Monate musste Tursun ins Lager. Seit Dezember lebt er unter einer Art Hausarrest in Gulja. Die Familie hofft darauf, dass er wieder nach Hause darf. Es gibt keine formale Anklage, keinen Prozess, kein Urteil. Meistens werden die Menschen in der Nacht oder am frühen Morgen abgeholt. In manchen Fällen erfahren die Familien, in welchem Lager die Verhafteten sitzen. Andere verschwinden ohne Spur.

Mehr als ein Dutzend Familien aus Xinjiang berichten mir über die Internierung ihrer Angehörigen. Viele legen Fotos und Ausweiskopien vor. Von den Bildern blicken Väter, Söhne, Onkel, Großväter, die in den vergangenen Wochen und Monaten unter willkürlichen Vorwänden in die Umerziehungslager gebracht wurden. Ihr einziges Vergehen: Sie sind keine Han-Chinesen.

Der Kleiderhändler Erbolat Savut wurde während der Arbeit festgenommen. »Sie warfen ihm vor, er habe zu viel Benzin getankt«, berichtet sein Bruder Bolatzhan Savut.

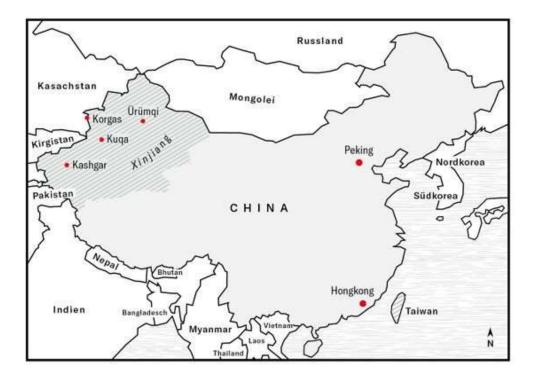
www.reporter-forum.de

Ein halbes Jahr verbrachte der 33-Jährige in einem Umerziehungslager. Auch nach seiner Entlassung darf er den Landkreis nicht verlassen. Den Rentner Islam Madinam, der früher bei China Telecom gearbeitet hat, holten sie in seinem Zuhause im Kreis Tarbaghtay ab. Kannte er durch seine Arbeit Geheimnisse? Zuvor hatten die Behörden Überwachungskameras in der Wohnung installiert, berichtet die Tochter Kurmangül Slamkyzy. »Meiner Mutter drohten sie, dass sie auch ins Lager kommt, wenn sie über die Festnahme spricht.« Der 57-jährige Bolat Razdykham erholte sich im Krankenhaus in der Provinzhauptstadt Ürümqi von einer Krebsoperation am Kehlkopf, als ihn Sicherheitskräfte mitnahmen. Er sei illoyal, weil er Familie im Ausland hat. Monatelang wusste die Tochter, Liza Bolat, nicht einmal, in welchem Lager ihre Eltern festgehalten werden. Im Dezember 2018 wurden sie überraschend freigelassen. »Es geht ihnen einigermaßen gut«, berichtet die Tochter.

Den Familien ist es meistens unmöglich, Kontakt zu den Inhaftierten zu halten. Aybibi Kozhamkul erfuhr nur durch Zufall, dass ihr Ehemann Zhengis Zhumadylkhan im Lager krank geworden war. Bekannte hatten den Manager einer Eisenfabrik zufällig im Krankenhaus gesehen, wo er offenbar behandelt wurde. »Was ist mit Papa?, fragen die Kinder. Sie malen jeden Tag ein Bild für ihn«, sagt Kozhamkul, deren Mann erst Monate später freigelassen wurde. In wenigen Fällen dürfen Angehörige die Lagerinsassen besuchen. Über einen Videomonitor hätten die Eltern drei Minuten lang mit seinem Bruder sprechen dürfen, erzählt Bolatzhan Savut. Einige müssen für die Umerziehung der Familienmitglieder zahlen. Jeden Monat würden ihm 650 Yuan – umgerechnet 85 Euro – von der Rente abgezogen, berichtet eine Frau über ihren internierten Mann. Andere müssen Berichten zufolge in Fabriken auf dem Lagergelände arbeiten. Der Vorwurf der Zwangsarbeit sei »höchst glaubwürdig«, erklärt ein Sprecher von Amnesty International.

Jeder neunte Uigure und Kasache im Alter zwischen zwanzig und 79 Jahren wird derzeit in einem der Umerziehungslager interniert, schätzen Fachleute wie der deutsche China-Forscher Adrian Zenz. »Wir sprechen hier von einer riesigen humanitären Katastrophe«, sagt Zenz. In manchen Regionen gebe es Zielvorgaben für die Einweisungen in die Lager, berichtet der Auslandssender Radio Free Asia unter Berufung auf Interviews mit lokalen Parteikadern. In vielen Dörfern sind die Felder unbestellt, weil zu wenige Männer da sind. Überall in Xinjiang müssen neue Kinderheime gebaut werden, weil beide Eltern interniert sind.

www.reporter-forum.de



Grafik: SZ-Magazin

Lange bestritt China die Existenz der Lager. Noch im August 2018 erklärte Pekings Vertreter Hu Lianhe vor der Menschenrechtskommission der Vereinten Nationen: »So etwas wie Umerziehungslager gibt es nicht.« Zum Schutz vor Terrorismus habe man in Xinjiang lediglich die »Sicherheit und das soziale Management« gestärkt. Nachfragen der UN-Kommission zu einzelnen Fällen wies die chinesische Delegation als »nicht faktenbasiert« zurück.

Mittlerweile hat Peking seine PR-Strategie geändert. Dass es die Lager gibt, wird nicht mehr bestritten, es handelt sich laut der Regierung jedoch um »Berufsausbildungszentren«. Das staatliche Fernsehen zeigt Bilder, auf denen fröhlich singende Uiguren an Unterrichtsstunden teilnehmen und sich beruflich weiterbilden. Ein neues Gesetz soll den Einrichtungen den Anschein der Legalität geben. Ihr Ziel sei, »das Umfeld und den Nährboden loszuwerden, der Terrorismus und religiösen Extremismus ausbrütet, und gewaltsame terroristische Angriffe zu verhindern«, sagt der Gouverneur von Xinjiang, Shohrat Zakir. Bislang verweigert China Menschenrechtsorganisationen den Zugang zu den Haftanstalten. Auch die chinesische Bevölkerung soll von der Lage in Xinjiang nichts mitbekommen. Im chinesischen Internet löschen Zensoren systematisch Hinweise auf die Zwangslager. Der Sprecher des Außenministeriums in Peking sagt: »Die Gesamtsituation der Gesellschaft in Xinjiang ist stabil, die wirtschaftliche Entwicklung ist gut, und die ethnischen Gruppen leben in Harmonie.« Die staatliche Zeitung Xinjiang Ribao schreibt: »Viele Menschen

www.reporter-forum.de

sagen aus ihrem tiefsten Herzen: Die glücklichsten Muslime der Welt leben in Xinjiang.«

»Wir mussten jeden Tag dem muslimischen Glauben abschwören und erklären, dass wir die Gesetze Chinas respektieren. Bei jedem Essen riefen wir im Chor: Lang lebe Xi Jinping!«

Kairat Samarkhan

Am Abend im Hotel »Jade Hauptstadt« werde ich aus dem Bett geklingelt. Ein Mann von der Sicherheitspolizei wartet an der Rezeption. Er will wissen, warum ich in Gulja bin. Dann macht er ein Foto von mir, für das ich den aufgeschlagenen Reisepass unter mein Gesicht halten muss. Obwohl ich offiziell als Tourist reise, bin ich verdächtig. Die meisten Hotels in Xinjiang dürfen keine Ausländer mehr aufnehmen. Jede Übernachtung muss den Behörden gemeldet werden. In der Stadt Aksu, einer späteren Station meiner Reise, werden mich Sicherheitsbeamte in Zivil stundenlang verfolgen. In der Oase Yarkant muss ich auf Anweisung der Polizei Fotos von meiner Kamera löschen. Zuvor wurde ich Zeuge einer politischen Umerziehungsstunde auf offener Straße: Bewacht von Aufpassern mit Holzprügeln, saßen 200 uigurische Männer und Frauen auf dem Boden und sangen ein Lied mit der Strophe: »Ich liebe China, ich liebe mein Vaterland«. Als ich mich näherte, stürzten sich die Aufpasser auf mich und wollen mir die Kamera entreißen. »Sie dürfen nur Bilder von Sehenswürdigkeiten machen«, sagte ein Polizist und warnte, meine weitere Reise könne »sehr unangenehm« werden.

Das Internet wird in Xinjiang noch strenger zensiert als im restlichen China. Ausländische Mail- und Messenger-Anbieter sind blockiert, ebenso die wichtigsten globalen Webseiten. Erlaubt sind nur chinesische Apps wie der Kurznachrichtendienst WeChat oder die Navigations-App Baidu Maps, bei denen die Behörden in Echtzeit alles mitlesen und auswerten können. Die Daten laufen – zusammen mit den Daten aus Überwachungskameras, Kontobewegungen, Bewegungsprofilen, Informationen über das Einkaufsverhalten und den Gesundheitszustand – in die »Integrierte gemeinsame Operationsplattform«, berichtet die Menschenrechtsorganisation Human Rights Watch. Künstliche Intelligenz und selbstlernende Algorithmen werten die Daten demnach systematisch aus und schicken, sobald sie verdächtige Aktivitäten – oder auch nur Abweichungen beim Einkaufsverhalten – feststellen, automatisch eine Meldung an die zuständige Polizeistation. An manchen Orten müssen Uiguren zusätzlich die Überwachungs-App *Jingwang* (»Sauberes Web«) auf ihr Smartphone laden, die sämtliche Kommunikation kontrolliert. Unter dem Deckmantel kostenloser Arztuntersuchungen sammeln die Behörden Genmaterial und Stimmproben der muslimischen Bevölkerung ein, die ebenfalls in den Datenbanken landen.

»Xinjiang ist ein Testlabor für Chinas digitalen Überwachungsstaat«, sagt der China-Forscher Zenz. Viele neue Techniken wie Big Data, Iris-Scans und die Personenidentifikation über die Stimme werden erst in Xinjiang getestet, ehe sie im ganzen Land zum Einsatz kommen werden. Der nächste Schritt ist der Export der Techniken an autoritäre Staaten. Pakistan, Malaysia und Zimbabwe nutzen schon heute chinesische Überwachungstechnik. »In gewisser Weise ist es eine Hightech-Version der

www.reporter-forum.de

Kulturrevolution«, sagt Zenz: der Versuch, die totale Kontrolle über das Leben und Denken jedes Einzelnen zu erlangen.

Anhand eines Fragebogens, den viele Bewohner in Xinjiang ausfüllen müssen, wird die Bevölkerung kategorisiert. Wer männlich und im militärfähigen Alter ist, wer Verwandte im Ausland hat, in eines von 26 bestimmten Ländern gereist ist, arbeitslos ist, mehrmals am Tag betet oder Angehöriger einer Minderheit ist, bekommt einen Punktabzug und wird als »nicht vertrauenswürdig« eingestuft. »Pluspunkte bekommt man, wenn man an der wöchentlichen Flaggenzeremonie teilnimmt und die Nationalhymne singt«, berichtet ein Händler aus Gulja.

»Jeden Morgen mussten wir unsere Bettdecke falten, wie beim Militär. Wenn der Aufseher nicht zufrieden ist, musst du wieder von vorne anfangen. Einmal schmiss ich meine Decke aus Wut weg. Zwei Wachmänner brachten mich in einen Raum, in dem an einer Wand Eisenscharniere befestigt waren. Dort schnallten sie mich fest und fesselten mich mit einer langen Eisenkette. Nach drei Stunden hatte ich so starke Schmerzen, dass ich nur noch schrie: Ich tue alles, was ihr wollt! Danach habe ich mich nie wieder getraut, aufzubegehren.«

Kairat Samarkhan

Eine Fahrt in die Oasenstadt Kuqa. Auf dem Bildschirm im Bus laufen Musikvideos und Ringkämpfe. Wir stoppen an einer Tankstelle, die wie alle anderen in Xinjiang mit Stacheldraht und Metallsperren bewacht ist. Weil nur der Fahrer auf das Gelände der Tankstelle fahren darf, müssen sämtliche Passagiere aussteigen und in der Mittagshitze am Straßenrand warten. An einem Automaten registriert sich der Fahrer mit Personalausweis und Gesichtsscan, dann darf er tanken. So überwacht der Staat, wer wann wie viel Benzin tankt. Jemand könnte damit Brandbomben bauen. Zusätzlich sind Autos und Busse mit GPS-Sendern ausgestattet, mit deren Hilfe die Polizei die Fahrzeuge jederzeit orten kann. Als unsere Fahrt weitergeht, läuft auf dem Bildschirm eine Gesangs-Castingshow mit Uiguren und Chinesen, die sich am Ende innig umarmen. *The Voice of the Silk Road* heißt die Sendung.

Die Kuqa-Moschee, erbaut im 16. Jahrhundert, ist das zweitgrößte Gebetshaus in Xinjiang. Am Eingang wieder Metallsperren und Stacheldraht. Im Inneren ist außer zwei Wachleuten mit Schlagstöcken niemand zu sehen. An den Wänden hängen Kameras, die jeden Winkel ausleuchten. Die Gebetshallen, die 3000 Gläubige fassen, sind leer. Während meiner fast zweiwöchigen Reise begegne ich keinem einzigen betenden Menschen. Nicht ein Mal höre ich den Ruf eines Muezzins. Jede Form von Religionsausübung gilt als verdächtig. Die Firma Hikvision aus der Küstenstadt Hangzhou, Marktführerin im Bereich Überwachungskameras, erhielt vor Kurzem den Auftrag, 967 Moscheen in Xinjiang mit hochauflösenden Videokameras auszurüsten, die eine automatische Gesichtserkennung ermöglichen.

In der Altstadt von Kuqa treffe ich auf Menschen, die ihr Hab und Gut auf Lastwagen verladen. Das Viertel soll in den kommenden Tagen abgerissen werden. »Wir haben Geld bekommen und eine neue Wohnung«, erzählt ein Anwohner. Ein Stück weiter graben Bagger bereits Fundamente für die Hochhäuser, die hier entstehen sollen. Viertel

www.reporter-forum.de

für Viertel wurde in den vergangenen Jahren in Xinjiang abgerissen und durch Neubauten ersetzt. Ganze Städte wurden zerstört. Mit den alten Häusern und über Generationen gewachsenen Strukturen geht ein weiterer Teil der uigurischen Kultur verloren. Eine alte Frau winkt mich in ihr leer geräumtes Haus und zeigt auf die mit Schnitzereien verzierte Holzdecke. »Alles kaputt«, sagt sie in gebrochenem Chinesisch. An der Innenwand des Hauses sind zwei Kameras befestigt – stumme Zeugen des Überwachungsstaates, der bis in den privatesten Bereich der Menschen hineinreicht.

Teams aus Parteikadern und Polizisten besuchen regelmäßig die Häuser und Wohnungen muslimischer Familien, um – wie es in offiziellen Berichten heißt – »extremistisches Verhalten« sowie »Tumore« auszumerzen. »Fanghuiju« heißt die Kampagne. Als verdächtig gilt schon, wer keinen Alkohol trinkt oder im Ramadan fastet. Eine andere Kampagne heißt »Jieduirenqin«, das bedeutet so viel wie »Familie werden«: Muslimische Familien müssen für eine bestimmte Zeit einen Han-Chinesen aufnehmen. Der chinesische Gast unterrichtet die Muslime in Chinesisch, singt mit ihnen die Nationalhymne und spioniert das Familienleben aus. 1,6 Millionen Familien, die meisten Uiguren und ethnische Kasachen, mussten bereits einen solchen Aufpasser bei sich beherbergen. Wer nicht genug Vaterlandsliebe zeigt oder einen Koran zu Hause hat, bekommt Besuch von der Staatssicherheit.



Aufmarsch der Staatsmacht: In den vergangenen Jahren hat Peking die Armee und paramilitärische Truppen in Xinjiang massiv aufgestockt. Hier versammeln sich Soldaten 2017 zu einer Anti-Terrorismus-Übung vor der Mao-Zedong-Statue in Kashgar. Foto: VCG/Imago

www.reporter-forum.de



In einer Gasse in Yarkant erlebte unser Autor, wie Anwohner patriotische Lieder singen mussten. Unmittelbar nach der Aufnahme wurde er von einem Polizisten aufgefordert, das Foto zu löschen – es konnte später wieder hergestellt werden.

Viele der in Xinjiang lebenden Chinesen scheinen das harsche Vorgehen gegen die Minderheiten gutzuheißen. Das Misstrauen zwischen den Volksgruppen sitzt tief, auch die Vorurteile. »Die Städte sind jetzt sicher«, sagt eine Lehrerin im Zug in die Stadt Yarkant und ergänzt: »Die Uiguren kriegen vier, fünf Kinder und kümmern sich nicht um die Bildung. Das ist das Problem.« In Hotan, in den vergangenen Jahren zu einer modernen Hochhausmetropole gewachsen, sagt ein Ladenbesitzer über die Uiguren: »Wir können die Infrastruktur verbessern und die Wirtschaft aufbauen. Aber das Niveau der Menschen hier zu heben, ist sehr viel schwieriger.« Eine Debatte über Chinas Minderheitenpolitik gibt es nicht – darf es nicht geben. Der in Ürümqi lebende Han-Chinese Zhang Haitao ist einer der wenigen, der Pekings Maßnahmen öffentlich hinterfragte. »Die sogenannten ethnischen oder religiösen Probleme sind im Grundsatz ein Menschenrechtsproblem«, schrieb er in sozialen Medien: »Es ist schamlos, wenn Chinas Kommunisten sich als Retter aufspielen und erklären, sie hätten die Uiguren aus der Armut befreit.« Zhang wurde verhaftet und vor Gericht gestellt. Die beiden zitierten Sätze waren der Beweis für eine »Anstiftung zur Untergrabung der Staatsmacht«. Zhangs Strafe: 19 Jahre Haft.

»Nachts mussten wir abwechselnd Wache halten, damit niemand versucht, sich umzubringen. Einer hat es probiert, er wollte sich mit seiner Unterwäsche aufhängen. Zur Strafe bekam er eine Woche Hand- und Fußfesseln.«

- Kairat Samarkhan

www.reporter-forum.de

Kashgar war jahrhundertelang das kulturelle Zentrum der Uiguren. Am Platz des Volkes erhebt sich Mao Zedong als riesige Statue über die Straßen und Märkte. Die einst prächtige Oasenstadt ist heute vor allem unter chinesischen Touristen beliebt, die in fröhlichen Gruppen durch die Altstadt ziehen. Wundern sich die Reisenden über die Wachleute mit Stahlhelmen, die die Besucher an den vielen Kontrollpunkten sortieren? Han-Chinesen nach rechts, wo sie durch einen eigenen Eingang ohne weitere Kontrollen passieren dürfen. Uiguren und andere Minderheiten nach links: Anstellen zur Polizeikontrolle. Fällt den Touristen auf, dass es in der Stadt keine offenen Straßenrestaurants und Cafés im Freien mehr gibt? Zur Straße gerichtete Fenster von Geschäften sind mit Metallgittern befestigt oder zugemauert. Merken sie, dass die Messer und Beile, mit denen die Metzger auf den Straßenmärkten das Fleisch zerteilen, mit Eisenketten am Hackblock festgeschweißt sind? Kashgar – eine Stadt als Kulisse. Eine Stadt, in der die Menschen verschwinden.

Die Umerziehungslager sind ein gut gehütetes Geheimnis. Sie sind in keiner Karte verzeichnet, es existieren keine offiziellen Fotos. Die meisten liegen abgeschirmt und schwer zugänglich auf dem Land – unerreichbar für ausländische Reisende. Viele der Anlagen sind als Schulen, Krankhäuser oder Firmen getarnt. Es ist unklar, wie viele Menschen genau dort festgehalten werden. Adrian Zenz, der an der European School of Culture and Theology in Korntal bei Stuttgart forscht, hat Hunderte Dokumente lokaler Behörden sowie Informationen im Internet ausgewertet. Er kommt zu dem Schluss, dass es bis zu 1300 Umerziehungslager in Xinjiang gibt, in denen »zwischen mehreren Hunderttausend und etwas mehr als eine Million« Menschen interniert seien. Experten der Vereinten Nationen und Menschenrechtsorganisationen rechnen mit ähnlichen Größenordnungen. Ein Lagersystem im industriellen Maßstab – manche der Anlagen fassen wohl 8000 Menschen. Wer einmal in dem System ist, kommt kaum wieder heraus. Fachleute schätzen, dass bislang nur wenige Tausend Menschen aus der Umerziehung entlassen wurden.

»Irgendwann habe ich es nicht mehr ausgehalten. In einer Nacht, als ich Wache halten sollte, bin ich mit dem Kopf gegen die Wand gelaufen. Immer wieder. Ich wollte nicht mehr leben.«

- Kairat Samarkhan

www.reporter-forum.de



»Stabilität ist ein Segen, Aufruhr bedeutet Katastrophe«, steht auf diesem Propagandabild in der Oasenstadt Yarkant. Foto: Eric Lafforgue / Art in All of Us / Corbis via Getty Images

Eine hohe Mauer im Norden von Kashgar, mit zweifachen Rollen aus Stacheldraht gesichert. Entlang der Straße stehen Wachposten mit Gewehren. Durch das vergitterte Eingangstor sieht man Schäferhunde. »Das glorreiche Licht der Partei erleuchtet das Tianshan-Gebirge«, steht auf einem Propagandabild. Auch die Gassen rund um das weitläufige Gelände sind ungewöhnlich scharf bewacht. Auf jeden Hauseingang der umliegenden Straßen ist eine Überwachungskamera gerichtet. Auf einem Schild am Haupteingang steht: »Schule für Handel und Finanzen«. In Wirklichkeit ist die Anlage ein Umerziehungslager. Was passiert hinter diesen Mauern? Wer lebt in den Gebäuden, die Satellitenbilder auf dem Gelände zeigen? Sind es Männer wie Algumar Ratai? Der 23 Jahre alte Musiker wurde neun Monate lang in Lagern festgehalten und leidet heute an Rücken- und Herzschmerzen, wie seine Frau Aigerim Akimakyn erzählt. Seine Tochter, die kurz nach der Festnahme geboren wurde, sah er nach seiner Entlassung zum ersten Mal. Als ein Onkel sich bei der Polizei nach ihm erkundigte, wurde auch er weggesperrt. Sind es Fälle wie der 41-jährige Händler Tursun Mamet Düisenbei, der zur Beerdigung seines Vaters nach Gulja gereist war und dort verhaftet wurde? Sind es Menschen wie die Familie von Aitoldy Bektur, die in Kasachstan Design studiert? Ihre Mutter und ihr Bruder kamen ins Lager, nachdem sie über eine chinesische App mit Bektur gechattet hatten. Sie habe Angst, sagt Bektur, als ich sie treffe, dass ihre Familie »misshandelt und geschlagen« wird. Heute sind Mutter und Bruder wieder frei.

www.reporter-forum.de

Aber auch ein digitales Überwachungssystem hinterlässt Spuren. Eine kleine Gruppe ausländischer Forscher und Menschenrechtsaktivisten sucht im chinesischen Internet nach Ausschreibungen lokaler Behörden für Sicherheitstechnik oder Bauarbeiten, die Hinweise auf den Ort und die Größe von Umerziehungslagern geben. Sie studieren die Bewerbungen und Lebensläufe ehemaliger Wachleute, aus denen sich die Zahl der Anlagen in einem Landkreis ableiten lässt. Sie durchforsten Chatgruppen und Berichte lokaler Medien, um versteckte Hinweise zu finden. »Das sind alles Informationen, die ich nutzen kann«, sagt der Jurastudent Shawn Zhang. Ihm ist es von Vancouver in Kanada aus gelungen, als einer der Ersten weltweit die geheimen Lager aufzudecken. 66 von ihnen hat er bislang identifiziert. Mithilfe von Satellitenbildern auf Google Earth vollzieht er die Errichtung der Haftgebäude und Wachtürme und sogar der Absperrungen aus Stacheldraht nach. Es sind die bis heute einzig sichtbaren Indizien und Beweise für die Existenz der Lager. Mittlerweile erhält Zhang – heimlich über Mittelsmänner im Ausland – Nachrichten und Hinweise von Anwohnern, früheren Häftlingen und sogar Wachleuten. Eines der von ihm aufgedeckten Umerziehungslager ist die erwähnte »Schule für Handel und Finanzen«. Auch ein zweites von ihm identifiziertes Lager in Kashgar wird bei meinem Besuch scharf bewacht. Auf dem Eingangsschild steht: »Psychiatrisches Krankenhaus«.

»Ich wachte im Krankenhaus auf. Zwei Polizisten standen an meinem Bett. Erst dachte ich, dass ich wieder ins Lager muss, und weinte. Doch dann lösten sie meine Handschellen. Ich sei frei, sagten sie. Ich konnte es kaum glauben.«

– Kairat Samarkhan

Shawn Zhang, 29 Jahre alt, ist Han-Chinese, geboren in der Provinz Zhejiang, Studium in Peking. Er begann, sich mit der Lage in Xinjiang zu beschäftigen, weil er die Berichte westlicher Medien kaum glauben konnte. »Ein riesiges heimliches Lagersystem? Ich hielt das für unglaubwürdig. Es gibt ja so viele ›Fake-News‹«, sagt er heute. Er setzte sich an seinen Computer und suchte nach eigenen Quellen. Die Ergebnisse erschreckten ihn: »Je mehr ich recherchierte, desto klarer wurde, dass die Umerziehungslager wirklich existieren.« Für sein Engagement zahlt Zhang einen hohen Preis. Weil sein Name offenbar auf Chinas Fahndungslisten steht, kann er nicht mehr zurück in seine Heimat. Vor Kurzem hat Zhang in Kanada eine unbefristete Aufenthaltserlaubnis beantragt. Ob man in Peking die Ironie erkennt? Die gleichen digitalen Techniken, mit denen China die Minderheiten unterdrückt, helfen dabei, das geheime Lagersystem zu entlarven. Und gerade ein Han-Chinese, der selbst nie in Xinjiang war, liefert der Welt die Beweise.

»Sie legten mir mehrere Dokumente vor: Eine Erklärung, dass ich alles geheimhalten muss. Dass ich nichts mehr mit Religion zu tun haben würde. Dass ich keine Schadensersatzforderung stellen würde. Ich unterschrieb alles.« – Kairat Samarkhan

Nach drei Monaten und 25 Tagen wurde Kairat Samarkhan im Februar 2018 aus dem Lager entlassen. Kurz darauf gelang ihm die Flucht aus China. Der Dreißigjährige lebt heute an einem geheimen Ort im Ausland.

www.reporter-forum.de

"Joschi, mach das jetzt klar"

Affären - Heimlich aufgenommene Videos von 2017 zeigen, wie der heutige Vizekanzler Österreichs, Heinz-Christian Strache (FPÖ), in eine Falle tappt und einer angeblichen russischen Millionärin für ihre mögliche Hilfe im Wahlkampf öffentliche Aufträge in Aussicht stellt.

Von Maik Baumgärtner, Vera Deleja-Hotko, Martin Knobbe, Walter Mayr, Alexandra Rojkov, Wolf Wiedmann-Schmidt, DER SPIEGEL, 18.05.2019

Ein schneeweißes Ferienhaus auf einem Hügel, wenige Kilometer von Ibiza-Stadt entfernt. Drei Schlafzimmer, vier Bäder, ein Außenpool, ein separates Gästehaus, auf rund 500 Quadratmeter Wohnfläche kostet die Nacht knapp tausend Euro.

Die Runde, die hier am Abend des 24. Juli 2017 auf der Terrasse bei Champagner, Thunfischtatar und Sushi zusammenkommt, diskutiert heikle Fragen: Wie können einer russischen Investorin Aufträge der österreichischen Wirtschaft und des Staates zugeschanzt werden?

Große Würfe werden erwogen, nichts scheint unmöglich. Es geht um Casinolizenzen, den Verkauf eines alten Luxushotels, Aufträge am Autobahnbau, alles für die Investorin aus Russland. Sogar von einer Übernahme der »Kronen Zeitung« ist die Rede. Sie zählt zu den auflagenstärksten Blättern des Landes.

Es mischen mit: eine angebliche Russin, eine Österreicherin mit serbischen Wurzeln und Masterabschluss, drei Österreicher in Freizeitkleidung.

Zwei von ihnen sind zu diesem Zeitpunkt bereits auf dem Sprung ins Zentrum der politischen Macht: Heinz-Christian Strache, Chef der Freiheitlichen Partei Österreichs (FPÖ), und Johann Gudenus, Mitglied des Bundesvorstands der FPÖ, ehemaliger Vizebürgermeister von Wien, der Mann der gebürtigen Serbin.

Knapp drei Monate später wird in Österreich ein neuer Nationalrat gewählt werden.

www.reporter-forum.de

Strache wird fünf Monate nach dem Treffen in der Villa als Vizekanzler Österreichs vereidigt werden, Gudenus zum Fraktionschef aufsteigen. Auf Ibiza, beim feuchtfröhlichen Feilschen um millionenschwere Deals, wirken die beiden noch wie Zechkumpane in Urlaubslaune. Doch seit Dezember 2017 bestimmen sie mit über den Kurs der Regierung in Wien: als Koalitionspartner und Mehrheitsbeschaffer des konservativen Kanzlers Sebastian Kurz und seiner Österreichischen Volkspartei (ÖVP).

Knapp sechs Stunden lang sitzen sie schon beisammen an diesem warmen Abend, da beschleicht den FPÖ-Vorsitzenden Strache ein böser Verdacht: »Falle, Falle, eine eingefädelte Falle«, flüstert er seinem Nachbarn Gudenus zu. Doch schnell scheinen die Bedenken wieder verflogen. »Des is ka Falle«, beruhigt der Parteifreund.

Letztlich behält der FPÖ-Chef mit seiner Vermutung aber recht. Das Treffen ist eine Falle. Die Villa ist verwanzt und mit mehreren Kameras ausstaffiert, die verdeckt alles aufnehmen.

Die angebliche Russin Aljona Makarowa, die auch die lettische Staatsbürgerschaft besitzen will, spielt die investitionswillige Nichte eines reichen Oligarchen. Ihre Legende: Sie wolle mehr als eine Viertelmilliarde Euro in Österreich anlegen, als Kapital, das »nicht auf die Bank darf«, weil es »eigentlich nicht ganz legal« sei, wie der Begleiter der Frau freimütig erzählt. In anderen Worten: Schwarzgeld.

Die Videos von jenem langen Abend auf Ibiza wurden dem SPIEGEL und der »Süddeutschen Zeitung« zugespielt.

Die Aufnahmen bergen politischen Sprengstoff, sie offenbaren höchst fragwürdige Ansichten von Politikern, die heute Österreich mitregieren. Sie belegen, dass diese Politiker sich dazu bereit zeigten, mithilfe russischen Geldes das Wahlergebnis ihrer Partei, der FPÖ, nach oben zu treiben. Versprechen, die an diesem Abend gemacht, und Praktiken, die offenbart wurden, wären für politische Amtsinhaber womöglich strafrechtlich relevant.

www.reporter-forum.de

Wegen der politischen Bedeutung und des öffentlichen Interesses haben sich SPIEGEL und »Süddeutsche Zeitung« dazu entschlossen, die Inhalte der Gespräche zu veröffentlichen.

Die Quelle ist den Redaktionen bekannt, sie besteht darauf, anonym zu bleiben. Ungeklärt ist, auf wessen Betreiben die FPÖ-Politiker in die Falle gelockt wurden und welches Motiv dahinterstand.

Die Bild- und Tondokumente wurden von zwei externen Gutachtern forensisch geprüft. Es fanden sich keine Hinweise, dass die Aufnahmen nachträglich manipuliert wurden. Dem SPIEGEL liegt ein Foto der Rechnung für die Villa auf Ibiza vor. Sie wurde demnach vom 22. bis zum 25. Juli 2017 gebucht, Kosten 2936 Euro. Die Bilder auf der Website der Vermietungsagentur zeigen nachweislich dieselben Räume, die im Video zu sehen sind.

Die Abschriften der Gespräche wurden abgeglichen und in wesentlichen Auszügen beglaubigt, ein vereidigter Dolmetscher hat zentrale Stellen der russischen Dialoge übersetzt. Am Ende wurden die beteiligten Politiker mit den Inhalten konfrontiert.

Die Videos aus Ibiza wirken wie der Werkstattbericht aus einer Bananenrepublik: Ungeniert erzählen zwei führende Politiker aus Österreich einer ihnen fast unbekannten Frau, wie sie sich das Leben an den Schalthebeln der Macht vorstellen. Und wie sie dieser Frau für Hilfestellung auf dem Weg nach ganz oben entgegenkommen würden.

An jenem Abend geht es nach zwei Stunden um das Boulevardblatt »Krone« und dessen Einfluss auf die anstehende Wahl. Die Runde beschließt, das Gespräch von der Terrasse nach drinnen zu verlegen. Heinz-Christian Strache will wissen: »Was ist da scho' vorangeschritten?«

Der jungen Russin aus Lettland wird nahegelegt, die Hälfte des Verlags der »Krone« diskret zu erwerben. Wenn diese Zeitung vor der Wahl »auf einmal uns pusht«, begeistert sich Strache und spekuliert in Prozenten, »dann machen wir nicht 27, dann machen wir 34«. Jeder Artikel, der »uns zugutekommt, treibt Rot und

www.reporter-forum.de

Schwarz die Weißglut ins Gesicht«. Er meint die seit Kriegsende in Österreich meist gemeinsam regierenden Sozial- und Christdemokraten.

Die »Krone« erreicht mehr als ein Viertel aller Österreicher. Dem Politprofi Strache, Parteichef seit 2005, dürfte klar sein, dass es mit der Rückendeckung durch Österreichs Sturmgeschütz der Demagogie leichter werden würde, ins Kanzleramt am Wiener Ballhausplatz einzuziehen.

Genau das ist Straches Ziel im Sommer 2017. Damals hat der junge ÖVP-Aufsteiger Sebastian Kurz die in Umfragen lange führende FPÖ bereits abgehängt.

Die erfundene Behauptung der lettischen Russin, sie erwäge, die Hälfte der »Krone«-Anteile zu kaufen, und sei dafür bereits mit zwei der vier Erben des verstorbenen »Krone«-Herausgebers Hans Dichand in Kontakt, erstaunt den FPÖ-Chef anfangs noch. »Das hätt ich nicht erwartet«, sagt er. Nach und nach aber schwinden offenbar die Zweifel, und es siegt der Appetit auf einen Deal, der Strache dem Ziel der Kanzlerschaft näher bringen könnte, aber natürlich »immer rechtskonform«, wie er betont.

Mit dieser Zeitung, so wirbt Strache, spiele sie »mit bei den zehn mächtigsten Leuten Österreichs«. Zwar gebe es in der »Krone«-Redaktion noch Querköpfe, »drei, vier Leute, die müssen abserviert werden«, aber »wir holen gleich noch mal fünf neue herein«. Ob das so einfach ist? »Journalisten sind ja sowieso die größten Huren auf dem Planeten«, sagt Strache.

Die junge Frau fragt, was für sie persönlich bei dem Investment herausspringen würde. »Du hast die Waffe in der Hand, dass alle dich schalten und walten lassen in Österreich«, antwortet Strache. Wer die »Krone« besitze, verfüge nicht nur über die Meinungshoheit, sondern auch über »das Machtmonopol, andere Geschäftszweige zu eröffnen«. Später wird Strache der Frau öffentliche Aufträge im Autobahnbau in Aussicht stellen, die bislang das Unternehmen Strabag erhalten habe.

Er könne den »Missing Link« zur Funke-Mediengruppe herstellen, behauptet Strache. Der deutschen Verlagsgruppe, einst WAZ, gehörte damals noch die eine Hälfte der »Kronen-Zeitung«, den Nachkommen des langjährigen Herausgebers Hans Dichand die andere.

www.reporter-forum.de

Den richtigen Mann, um bei der Neuausrichtung des Boulevardblatts zu helfen, kenne er auch schon, sagt Strache: Heinrich Pecina. Der Investor, ein »großer Player«, habe »für Orbán alle ungarischen Medien der letzten 15 Jahre aufgekauft und für ihn aufbereitet«.

Tatsächlich war es der aristokratisch auftretende Unternehmer Pecina, der für den ungarischen Premierminister Viktor Orbán die Flurbereinigung der ungarischen Presselandschaft organisiert hat. Blätter wie »Népszabadság« und andere regierungskritische Zeitungen wurden erworben, über Nacht eingestellt oder an orbánfreundliche Interessenten weiterverhökert. Von Ungarn lasse sich lernen, findet Strache: »Wir wollen eine Medienlandschaft ähnlich wie der Orbán aufbauen.«

Heinrich Pecina sagt auf Anfrage, er habe mit der »Krone« nie etwas zu tun gehabt: »Auf jeden Fall hatte und habe ich keine Möglichkeiten, die ›Kronen Zeitung« in welcher Weise auch immer zu kontrollieren oder zu beeinflussen. Was ich deshalb auch niemals behauptet habe.«

Neben der »Krone« sei nur der öffentlich-rechtliche Sender ORF wirklich wichtig, führt Strache in dem Video weiter aus. Denkbar sei dessen teilweise Privatisierung, etwa zugunsten des Unternehmers Dietrich Mateschitz, Chef von Red Bull und dem dazu gehörigen Medienunternehmen: »Wir könnten uns vorstellen, den ORF völlig auf neue Beine zu stellen.« Sich selbst nennt Strache den »Red Bull Brother from Austria«.

Immer wieder stellt die angebliche Russin die Frage nach einer Gegenleistung. Wenn sie die »Krone« noch vor der Wahl übernehme und »uns zum Platz eins bringt«, sagt der FPÖ-Chef schließlich, »dann können wir über alles reden«.

Es ist der größte Offenbarungseid, den Strache an diesem Abend leistet: Man könne über alles reden. Über alles.

Was auf Ibiza noch Wunschdenken ist, wird unter der Koalition von ÖVP und FPÖ nach und nach Wirklichkeit. Den Vorsitz im ORF-Stiftungsrat führt heute Norbert Steger, ehemals Parteichef der FPÖ. Steger wurde vor drei Wochen mit einem Angriff auf den bekanntesten ORF-Journalisten über Österreich hinaus bekannt: Sarkastisch empfahl er Armin Wolf, dem Moderator der Hauptnachrichtensendung des

www.reporter-forum.de

ORF, nach einem FPÖ-kritischen Interview: »Ich würde ein Sabbatical nehmen, auf Gebührenzahler-Kosten durch die Welt fahren und mich neu erfinden.«

Es ist nicht so, dass politisch motivierte Interventionen beim ORF etwas Neues wären. Sie sind seit Jahrzehnten die Regel. Doch seitdem die FPÖ in der Regierung ist, wird die redaktionelle Unabhängigkeit des Senders massiv infrage gestellt. »Wie ein Löwe«, versprach Vizekanzler Strache auf Facebook, werde er sich dafür einsetzen, dass die »ORF-Zwangsgebühren« abgeschafft werden.

Die FPÖ hat heute nicht nur im öffentlich-rechtlichen Rundfunk Macht, sondern auch in vielen anderen Bereichen des Landes. Sie führt zum Beispiel die Schlüsselministerien für Äußeres, für Inneres, für Verteidigung und Soziales.

Alle drei österreichischen Geheimdienste unterstehen Ministerien, die von der FPÖ geführt werden, einer Partei, die durch ein 2016 besiegeltes Kooperationsabkommen mit der Kremlpartei »Einiges Russland« verbandelt ist. Die Angst, Moskau höre nun überall mit, hat bei westlichen Geheimdiensten dazu geführt, dass sie ihr Wissen nur noch beschränkt mit Wien teilen.

Die Affinität der Partei zu Russland spielt auch beim Treffen auf Ibiza eine entscheidende Rolle. Johann Gudenus, der für die angebliche Russin dolmetscht, belegte Kurse an einer Universität in Moskau. Der Sohn eines früheren FPÖ-Parlamentariers und verurteilten Holocaust-Leugners ist seit seiner Jugend im freiheitlichen Lager verankert. Mittlerweile gilt Gudenus als einer der wichtigsten Kontaktleute der FPÖ nach Russland. Vom tschetschenischen Gewaltherrscher Ramsan Kadyrow ließ sich Gudenus nach Grosny einladen und von den russischen Besatzern auf die annektierte Halbinsel Krim. In der Moskauer Christ-Erlöser-Kathedrale wetterte er 2014 gegen die EU als Hort einer »Homosexuellenlobby«.

Parteichef Strache sieht in »Joschi« seinen Mann fürs Grobe. Beide Männer sind seit Jahren vertraut: In der Studentenverbindung Vandalia in Wien war der junge Gudenus Straches »Leibfuchs«. Nun ist Gudenus der Mann für Russland, er hat das Treffen in der Villa mit Strache eingefädelt.

Dem jungen FPÖ-Funktionär war geraume Zeit zuvor die vermeintlich reiche Russin angepriesen worden. Sie wolle Grundbesitz in Österreich kaufen, Gudenus'

www.reporter-forum.de

Familie gehören Ländereien in Niederösterreich. Man traf sich in Wien. Im Video hört man Gudenus sagen, dass die Frau den fünffachen Preis für ein Grundstück bieten würde. In den Gesprächen entstand offenbar der Plan für einen größeren Coup.

Österreich solle künftig »die Visegrád-Gruppe« ansteuern, sagt Strache in einem der Videos, die informelle Länderkooperation der osteuropäischen EU-Staaten Polen, Tschechien, Slowakei und Ungarn. Das Land müsse sich »sehr stark Richtung Osten öffnen«, nach Russland. »Wir haben die Dekadenz im Westen«, sagt Strache, »im Osten sind sie normal.«

Er sei ja oft in Moskau gewesen, erzählt der FPÖ-Chef, bereits vor mehr als zehn Jahren habe er sich mit einem Putin-Berater getroffen und Pläne geschmiedet, »wie wir strategisch zusammenarbeiten«. Auch Serbien sei ein fantastisches Land, einige seiner Freunde hätten dort kräftig investiert. Er selbst sei in Umfragen in dem Land fast so beliebt wie Putin.

Neben vielen Eitelkeiten des Parteichefs ist Geld das bestimmende Thema dieses Treffens. Es geht auch darum, wie die FPÖ finanziell unterstützt wird. Strache offenbart der angeblichen Russin einen Weg, wie sie ihr Geld womöglich an gesetzlichen Hürden vorbei an die FPÖ bringen könnte. Sollte das, was Strache schildert, tatsächlich existieren, wäre es offensichtlich ein Modell der illegalen Parteienfinanzierung.

»Es gibt ein paar sehr Vermögende, die zahlen zwischen 500 000 und anderthalb bis zwei Millionen«, behauptet Strache. Geflossen sei das Geld noch nicht, schränkt er an anderer Stelle ein, er habe aber bereits Zusagen erhalten. Für solche Summen gebe es einen Verein, der gemeinnützig sei und nichts mit der Partei zu tun habe. »Dadurch hast du keine Meldungen an den Rechnungshof«, doziert Strache und holt dabei weit mit den Armen aus, in den Fingern fast immer eine Zigarette. Gudenus ergänzt auf Russisch, über diesen Verein wisse niemand etwas. Er werde von drei Rechtsanwälten geführt, sagt Strache.

Spenden an politische Parteien unterliegen in Österreich ähnlichen Regeln wie in Deutschland: Überschreiten sie den Betrag von 50 000 Euro, müssen sie ans höchste

www.reporter-forum.de

Finanzkontrollorgan des Bundes gemeldet werden. Spenden von Ausländern dürfen nur bis zu einer Höhe von 2641 Euro angenommen werden.

Strache behauptet, es gebe zehn potenzielle FPÖ-Großspender, die er alle persönlich aufsuchen wolle: Gaston Glock zum Beispiel, sagt er, während Gudenus stehend die Hände zu einer Pistole formt, um Aljona zu verdeutlichen, womit der Kärntner Waffenhersteller sein Geld verdient. Heidi Horten, die milliardenschwere Kaufhauserbin. Außerdem gebe es Unterstützer, erzählt Strache weiter, die an den heutigen Kanzler Sebastian Kurz »und uns« zahlten oder vielleicht zu zahlen beabsichtigten, wie angeblich der Milliardär und Immobilienkrösus René Benko. Und »ein paar Big Player« wie den Glücksspielkonzern Novomatic, einer von Österreichs größten Steuerzahlern: »Die zahlen an alle drei«, so behauptet Strache, also an die konservative ÖVP, an die sozialdemokratische SPÖ und an die FPÖ.

Alle genannten Firmen und Personen teilen auf Anfrage mit, dass sie niemals direkt oder indirekt an die FPÖ gespendet haben. Nach den angeblichen Spendern gefragt, bestätigen auch Strache und Gudenus schriftlich, dass von den »genannten Personen und Unternehmen keine Spenden an die FPÖ« eingegangen seien.

Auf Ibiza allerdings sagt Strache, Aljona sei herzlich eingeladen und könne »uns jederzeit über den Verein spenden«, vorausgesetzt, sie sei »positiv gestimmt«. Die Sponsoren der Partei seien in der Regel Idealisten, sagt Strache und wendet sich an seinen Freund Gudenus. »Joschi« möge der Frau erklären, »dass da Leute dahinterstehen, die nicht wollen, dass Österreich islamisiert wird; sie wollen nicht, dass ihre Kinder und Enkelkinder verrecken«.

Die FPÖ versteht sich als »soziale Heimatpartei«, ein Slogan, den in Deutschland auch die NPD verwendet. Sie punktete bei den letzten Wahlen überdurchschnittlich unter Arbeitern und einfachen Angestellten. Wer den volksnahen Vizekanzler Strache zuletzt erlebte, etwa am 1. Mai im Linzer Bierzelt, und wer weiß, wie Strache schwierige Sachverhalte auf simple Nenner zu bringen versteht, der staunt über das, was auf Ibiza über den tatsächlichen Umgang des FPÖ-Chefs zur Sprache kommt.

www.reporter-forum.de

Von Abenden mit Kaviar und Austern für 1600 Euro pro Tisch schwärmt Strache da, »so teuer war's ned«. Auch von einem Freund, der eine Diamantenmine in Afrika gekauft habe, und von einem Geschäftsmann, der in seinem schwer bewachten Büro in Tel Aviv angeblich Diamanten im Wert von 400 Millionen Euro hortet.

In der Öffentlichkeit gibt Strache gern den Kämpfer gegen das Establishment. In der Villa klingt es nun so, als stünde der FPÖ-Vorsitzende mit Österreichs Milliardären seit Langem auf Du und Du. Mit dem vermögenden, von jeher der Linken nahestehenden Wiener Händler Martin Schlaff habe er »eine gute Gesprächsbasis«, den Immobilienmogul und Karstadt-Eigentümer René Benko habe er angeblich auf Ibiza getroffen, der sei dort auf der 62-Meter-Jacht »Roma« gewesen. Auch dem Salzburger Red-Bull-Produzenten und Betreiber von Servus TV, Mateschitz, ist Strache verbunden. Der sei »lieb«, sagt Strache, aber verstehe das Mediengeschäft nicht. Von ukrainischen und russischen Freunden mit viel Geld spricht Strache, von Kontakten zu einem Milliardärsclan in China. »Die Hunde«, sagt der heutige Vizekanzler in dem Video, »haben dicke Kohle.«

Straches eigener Weg nach oben war steinig. Von der Mutter, einer Drogistin, allein erzogen, geriet der junge Wiener über eine schlagende Schülerverbindung schnell in Kontakt mit Rechtsextremen. Fotos zeigen ihn später bei Wehrsportübungen mit Neonazis. Vom äußersten rechten Rand des politischen Spektrums wandte sich der gelernte Zahntechniker erst Anfang der Neunziger ab. Als Strache 2005 Vorsitzender der von Jörg Haider heruntergewirtschafteten FPÖ wurde, lagen die Freiheitlichen in Umfragen bei etwa vier Prozent. Innerhalb der nächsten zwölf Jahre aber gelang es dem FPÖ-Chef, die Zustimmungsrate für seine Partei zu versechsfachen.

Strache versucht gar nicht erst zu verbergen, wie stolz er darauf ist. Seine wiederkehrenden Bekenntnisse zur Ehrlichkeit an diesem Abend auf Ibiza klingen wie eine Selbstbeschwörung. »Das ist mir heilig, ich mach nichts, was rechtswidrig ist«, sagt er mehrmals auf dem Sofa zwischen Red-Bull-Drinks und Aschenbechern. »Das ist mein Werdegang, und das ist meine Stärke.« Bestechungsversuche habe er immer abgelehnt, denn: »Ich brauch den Scheiß nicht.« Er wolle guten Gewissens »in der Früh aufstehen und sagen, ich bin sauber«. Das sei immer sein Weg gewesen, der »hat

www.reporter-forum.de

mich in Wahrheit dorthin gebracht, wo ich heute bin. Heute sagen die Großen: Den müssen wir ernst nehmen«.

Während sich Strache selbst für unangreifbar hält, spricht er genüsslich über die Verletzbarkeit anderer »Schneebrunzer«, also Trottel. Über angebliche Eskapaden zweier Politiker der früheren Koalition aus Sozial- und Christdemokraten sei belastendes Material im Umlauf, behauptet der FPÖ-Chef in der Villa. Diese Politiker wüssten das und hätten deshalb eine Art Nichtangriffspakt geschlossen.

Würde man die dazugehörigen Fotos »übers Ausland spielen«, wäre bei Roten und Schwarzen der Teufel los, sagt Strache. Dann ginge »der atomare Krieg« los.

Der, der gerade noch seine Unbestechlichkeit gepriesen hat, bleibt allerdings sitzen, als es in der Villa um ganz offensichtlich unsaubere Geschäfte in der Zukunft geht. Über eine mögliche Privatisierung von Staatsliegenschaften diskutiert die Runde bald, in die das russische Schwarzgeld fließen könnte.

Manche der von den Lockvögeln aufgebrachten Vorschläge schließt Strache kategorisch aus. Es gebe »Bereiche, die privatisieren wir nicht«. Zu anderen schweigt er und nimmt nur einen tiefen Zug von seiner Zigarette oder kaut an den Nägeln. Immer wieder betont er, dass sich alles im legalen Bereich abspielen müsse.

Wieder andere Ideen kommentiert er. Als der Begleiter der angeblichen Oligarchennichte unverhohlen darauf hinweist, dass es ihr nicht nur darum gehe, an öffentliche Aufträge zu kommen, sondern vor allem einen »Überpreis« dafür bezahlt zu bekommen, also einen Aufschlag zulasten des Steuerzahlers, reagiert Strache zunächst abweisend. Dann antwortet er mit »Jaaa. Ja. Ja«. Als der Begleiter schließlich von einem Überpreis spricht, der »garantiert wird«, antwortet der FPÖ-Chef: »Noch einmal, beim staatlichen Auftrag hast du das.«

Auch um einen Einstieg der angeblichen Russin in die vom Staat kontrollierten Spielcasinos geht es. Diese müssten endlich ihrer Machtstellung beraubt werden, stimmt Strache zu. »Dieses Monopol wollen wir aufbrechen.« Das sei aber »verdammt schwer«. Strache wird wissen, warum. Ein Verfahren gegen den früheren Finanzminister Karl-Heinz Grasser wegen des – von ihm bestrittenen – Verdachts auf

www.reporter-forum.de

Bestechlichkeit im Zusammenhang mit der geplanten Aufweichung des Glücksspielmonopols war gerade erst eingestellt worden.

Doch beim Thema Autobahn und Straßenbau wird der FPÖ-Obmann hellwach: »Das Erste in einer Regierungsbeteiligung, was ich heute zusagen kann«, verspricht er der Frau mit dem angeblichen russischen Vermögen: »Der Haselsteiner kriegt keine Aufträge mehr!«

Der Tiroler Industrielle und Philanthrop Hans Peter Haselsteiner war Vorstandsvorsitzender des Baukonzerns Strabag, der 2018 mehr als 15 Milliarden Euro Umsatz auswies. Haselsteiner hält bis heute mit seiner Familie mehr als ein Viertel der Aktien.

In den Neunzigerjahren saß der Unternehmer für das Liberale Forum im Nationalrat, zuletzt unterstützte er die wirtschaftsliberale Partei »Neos« mit insgesamt 1,7 Millionen Euro an Spenden. Dass es »dem Oligarchen Haselsteiner und anderen rot-schwarzen Systemgünstlingen offensichtlich nur um öffentliche und staatliche Aufträge ... geht«, erzürnt den damaligen Oppositionsführer Strache wenige Tage vor seinem Abflug nach Ibiza so sehr, dass er seiner Wut öffentlich auf Facebook Luft macht.

So scheint ihm die Frage der angeblichen lettischen Russin und ihres männlichen Begleiters nach Aufträgen beim Autobahnbau gerade recht zu kommen. Wenn sie der FPÖ entscheidend helfe vor der Wahl, »dann brauchen wir gar nicht reden, tschuldige, tschuldige, dann sag ich ihr: Dann soll sie eine Firma wie die Strabag gründen. Alle staatlichen Aufträge, die jetzt die Strabag kriegt, kriegt sie dann.«

Für einen Vizekanzler wäre es vermutlich strafbar, eine solche Auftragsvergabe in Aussicht zu stellen. Damals, 2017, war Strache aber noch in keinem Amt, das ihm erlaubt hätte, Bauaufträge zu vergeben. Strafbar dürften seine Aussagen deshalb wohl nicht sein, ethisch bedenklich sind sie allemal: Als eine Art Gegenleistung für Unterstützung im Wahlkampf öffentliche Aufträge zu offerieren hat zumindest den Beigeschmack von Korruption.

Nach dem Treffen in der Villa gefragt, erinnert sich Heinz-Christian Strache daran, dass eine »vermeintlich lettische Staatsbürgerin« mit ihrem Vertrauten zu

www.reporter-forum.de

einem Abendessen eingeladen habe. Es sei ein »rein privates« Treffen in »lockerer, ungezwungener und feuchtfröhlicher Atmosphäre gewesen«, teilt Strache per WhatsApp mit. »Auf die relevanten gesetzlichen Bestimmungen und die Notwendigkeit der Einhaltung der österreichischen Rechtsordnung wurde von mir in diesem Gespräch bei allen Themen mehrmals hingewiesen.« Das gelte auch für »allenfalls in Aussicht gestellte Parteispenden bzw. Spenden an gemeinnützige Vereine im Sinne der jeweiligen Vereinsstatuten«. Er oder die FPÖ hätten »niemals irgendwelche Vorteile« von diesen Personen erhalten oder gewährt. »Im Übrigen«, rechtfertigt sich Österreichs Vizekanzler, »gab es neben dem Umstand, dass viel Alkohol im Laufe des Abends gereicht wurde, auch eine hohe Sprachbarriere, wo ohne einen professionellen Übersetzer von Russisch, Englisch auf Deutsch übersetzt wurde.«

Ähnlich äußert sich Johann Gudenus, der sagt, er habe die lettische Staatsbürgerin schon länger gekannt. Sie habe sich für einen Jagdgrund von ihm interessiert. Die Frau habe erzählt, dass sie mit ihrer Tochter nach Wien ziehen und in Österreich wirtschaftlich Fuß fassen und investieren wolle. Beide Politiker geben an, nach dem Treffen keinen Kontakt mehr zu der Frau gehabt zu haben.

Die fragwürdigen Äußerungen des österreichischen Vizekanzlers und seines engen Vertrauten dürften trotz der Erklärungen den Druck auf Österreichs Bundeskanzler Sebastian Kurz erheblich erhöhen. Die Koalition der ÖVP mit der FPÖ stand zuletzt ohnehin unter Spannung. Die Verbindungen der Freiheitlichen zu rechtsextremen Gruppen wie der »Identitären Bewegung«, rassistische Äußerungen und Publikationen im Umfeld der Partei, ihr Umgang mit kritischen Berichterstattern des ORF, all das wurde in Österreich zuletzt heftig diskutiert.

Im Umfeld von Kurz hieß es dennoch, zu einem Bruch der Koalition in Wien werde es nicht kommen. Zwar wünsche man sich lieber eine andere Koalition, zugleich sei die FPÖ derart inhaltsleer, dass die ÖVP mehr oder weniger durchregieren könne. Ob Kurz bei dieser Haltung bleiben kann, wenn sich sein Vizekanzler zumindest in der Vergangenheit für Geschäfte mit illegalem Geld offen gezeigt hat, ist fraglich.

www.reporter-forum.de

Mehr als sechs Stunden dauert das Treffen in der Villa, gegen Ende entwickelt sich eine Atmosphäre, die Strache misstrauisch werden lässt. Aljona habe schmutzige Zehennägel, fällt dem FPÖ-Chef plötzlich auf, »das passt nicht zum Gesamtbild«, murmelt er irritiert. Bereits zuvor hatte er geklagt, seine aufstrebende rechtspopulistische Partei müsse ständig auf der Hut sein: »Wir wissen, dass wir 24 Stunden beobachtet werden, dass man uns bei jeder Kleinigkeit vernichten will.« Doch sein Vertrauter Gudenus wiegelt ab. Strache trinkt und plaudert schließlich munter weiter.

Weit nach Mitternacht drängen die Besucher zum Aufbruch. Sie wollen noch in einen Klub, ins »Hi Ibiza« im wenige Kilometer entfernten Playa d'en Bossa.

Beim Hinausgehen redet Strache dem Vertrauten der Russin und Gudenus noch einmal zu. Sie solle das »Gescheite und Richtige« machen und die »Krone« kaufen. Der Komplize von Aljona aber warnt: »Sie fliegt morgen weg, wenn ihr es machen wollt, müsst ihr es machen, bevor sie weg ist.«

Bevor sie ins Auto steigen, schickt Strache seinen Günstling Gudenus nochmals zurück. »Joschi, mach das jetzt klar!«

Gudenus und Aljona verziehen sich in die Küche. Auch dort filmt eine Kamera mit.

Der FPÖ-Mann flüsterte der Frau in leicht holprigem Russisch zu: »Wir sind zu 100 Prozent bereit zu helfen, egal was kommt.«

www.reporter-forum.de

In der Falle

Der FPÖ-Politiker Heinz-Christian Strache, heute Vizekanzler Österreichs, traf sich im Juli 2017 auf Ibiza mit einer angeblichen russischen Multimillionärin. Sie bot Wahlkampfhilfe, er staatliche Aufträge. Was er nicht wusste: Er wurde reingelegt – und mit versteckter Kamera gefilmt

Von Leila Al-Serori, Oliver Das-Gupta, Peter Münch, Frederik Obermaier, Bastian Obermayer,

Süddeutsche Zeitung, 18.05.2019

Es ist ein unglaubliches Video. Entstanden ist es Ende Juli 2017, drei Monate sind es da noch bis zur österreichischen Parlamentswahl im Oktober. Nach dieser Wahl wird Heinz-Christian Strache zum Vizekanzler der Republik Österreich aufsteigen. Das Video zeigt, wie Strache, damals Chef und Spitzenkandidat der Freiheitlichen Partei Österreichs (FPÖ), und sein Parteifreund Johann Gudenus, damals Vizebürgermeister Wiens, in einer luxuriösen Ferienvilla auf Ibiza eine Frau treffen. Die elegante, schlanke Dame, langes Haar, schwarzes Designerkleid, High-Heels, wurde ihnen als Aljona Makarowa vorgestellt, eine angebliche Nichte von Igor Makarow, einem Putin-nahen russischen Oligarchen. Schwerreich natürlich und geschäftlich flexibel, da sie auch einen EU-Pass habe, aus Lettland.

Heinz-Christian Strache bekommt Seebarsch-Carpaccio, Thunfischtatar und Sushi vorgesetzt, dazu Champagner, ausgesuchten Wodka und dosenweise Red Bull, auf das Strache bekanntermaßen steht – dann macht die angebliche Russin ihm ein fast schon surreal gutes Angebot: Sie würde gerne ein paar Hundert Millionen Euro in Österreich investieren – und sie will wissen, ob man dabei nicht zusammenarbeiten könnte. Ob also sie, die vermeintliche Oligarchennichte, und die FPÖ nicht beide etwas von der Sache haben könnten.

www.reporter-forum.de

Die vorgebliche Investorin hat auch schon einen Plan: Sie stellt in Aussicht, die Hälfte des höchst einflussreichen österreichischen Boulevardblattes Kronen-Zeitung kaufen zu können – und die Zeitung dann zu nutzen, um Strache und seine FPÖ im Wahlkampf zu unterstützen. Strache, leger in weit ausgeschnittenem T-Shirt und Jeans, wirkt begeistert. Vor allem von der Idee, aber auch von der Russin selbst. "Bist du deppert, die ist scharf", entfährt es ihm, und weil er Wiener ist, sagt er natürlich "schoarf".

Strache redet stundenlang auf die Frau ein und ihr zu, er flüstert und dröhnt, er doziert und gestikuliert. Er raucht eine Zigarette nach der anderen und kaut nervös an seinen Nägeln. Vielleicht, weil er sein Glück kaum fassen kann. Vielleicht aber auch, weil er ahnt, dass er diesem Glück nicht trauen darf.

Es steht also ein Geschäft im Raum an diesem Julitag 2017 in der Villa auf Ibiza: Russisches Geld aus unklarer Quelle soll das Wahlergebnis der FPÖ nach oben treiben. Und natürlich soll auch die angebliche Aljona Makarowa dafür etwas bekommen.

An diesem Abend wird sie, abwechselnd auf Russisch und Englisch, immer wieder wissen wollen, wie Strache sich nach der Wahl erkenntlich zeigen würde. Nach der Wahl, wenn Strache plangemäß in der Regierung sitzt. Die Frau hat in der Villa einen Vertrauten an ihrer Seite, einen mittelalten Mann in weißer Hose und blauem Hemd, der in diesem Punkt meist das Reden übernimmt. Er fordert, auf Deutsch, unverhohlen finanzielle Vorteile, die nur eine Regierung gewähren kann. Das Geschäft, das im Raum steht, nennt man gemeinhin:

Korruption.

www.reporter-forum.de

Doch Heinz-Christian Strache, der sich gern als Saubermann der österreichischen Politik präsentiert, steht nicht auf und geht. Er betont zwar im Laufe des Gesprächs wieder und wieder, dass er nur für legale Geschäfte zu haben sei. Im nächsten Augenblick aber erklärt er sich einverstanden mit Vorschlägen, die – sollten sie umgesetzt werden – eindeutig illegal wären. Mal geht es darum, dass eine Regierung mit FPÖ-Beteiligung der angeblichen Russin staatliche Bauaufträge zuschanzen könnte, künstlich hoch dotiert. Mal geht es darum, wie sich eventuelle Parteispenden der Russin an die FPÖ über einen Verein verschleiern ließen.

Der vermeintliche Vertraute der Russin spricht aus, dass das Geld der Frau "eigentlich nicht ganz legal" sei und das Geschäft "legal heikel". Aber Heinz-Christian Strache und Johann Gudenus stehen nicht auf. Der Mann sagt, die Russin bewege sich mit der Sache "in den illegalen Raum". Strache und Gudenus bleiben sitzen.

Der FPÖ-Chef und der damalige Vizebürgermeister der Stadt Wien sind mehr als sechs Stunden bei einem Treffen zugegen, das die meisten Politiker wohl nicht einmal erwogen hätten. So ist es auf dem Video dokumentiert, in voller Länge. Mehr als sechs Stunden, in denen sich für den nüchternen Betrachter Abgründe auftun, politisch wie menschlich. Mehr als sechs Stunden, in denen nicht nur Hinterzimmer-Geschäfte diskutiert werden, sondern auch das große Ziel, die ganze österreichische Medienlandschaft nach ungarischem Vorbild unter Kontrolle zu bringen. Und

außerdem, welcher hochrangige Politiker homosexuell sei – "ein Warmer" –, wer kokse und wer woher sein Koks beziehe. Die kleine Wiener Welt der Politik.

Erst weit nach Mitternacht ziehen Strache und Gudenus weiter, in Richtung der Großraumdisco namens "Hi Ibiza" im nahen Platja d'en Bossa.

Haben Strache oder Gudenus am nächsten Tag zur Anzeige gebracht, dass es

www.reporter-forum.de

einen Bestechungsversuch gab? Oder dass illegales Geld nach Österreich geschleust werden soll?

Diese Fragen ließen beide auf Anfrage von SZ und Spiegel unbeantwortet. Strache und Gudenus bestreiten in einer Nachricht an die SZ nicht, in jener Villa gewesen zu sein, betonen aber, es sei ein "rein privates Treffen" gewesen.

Ibiza und die Oligarchennichte, die Abermillionen und die Krone: Das ist selbst für die Verhältnisse der österreichischen Politik, die traditionell eine natürliche Nähe zum absurden Theater hat, ein verwegenes Szenario. Zu verwegen, um echt zu sein: Heinz-Christian Strache und Johann Gudenus wurden in eine Falle gelockt – offenbar wollte jemand testen, wie die beiden auf ein derart verlockendes Angebot reagieren.

Die angebliche Russin ist keineswegs die Nichte des tatsächlich existierenden Oligarchen Makarow, sondern ein Lockvogel, und sehr wahrscheinlich hat sie auch nicht Hunderte Millionen Euro zur Verfügung. Das Treffen auf Ibiza diente offenbar einzig dem Zweck, Strache und Gudenus hereinzulegen. Es ist ein professionell inszeniertes, auch technisch aufwendiges Schauspiel: In der Villa wurden versteckte Kameras und Mikrofone angebracht, drinnen und draußen, etwa an Lichtschaltern und einer Handy-Ladestation. Die Mikrofone zeichneten beinahe jedes gesprochene Wort auf.

Ein Teil dieses Film- und Tonmaterials wurde der Süddeutschen Zeitung und dem Spiegel übergeben und von Reportern der beiden Medien gemeinsam ausgewertet. Die SZ hat für das Material kein Geld bezahlt, der Spiegel nach eigenen Angaben ebenfalls nicht.

www.reporter-forum.de

Gesicherte Erkenntnisse über die Motivation der Personen, die Strache 2017 diese Falle gestellt haben, oder über etwaige Auftraggeber liegen weder dem Spiegel noch der SZ vor.

Eines ist nach Auswertung des Materials und Prüfung seiner Authentizität durch zwei Gutachter klar: Es liegt im öffentlichen Interesse zu erfahren, wie Strache und Gudenus, hochrangige Vertreter von Staat und Partei, auf die fragwürdigen Avancen der vermeintlichen Oligarchin reagiert haben. Strache, 49, ist heute Vizekanzler und FPÖ-Chef, Gudenus, 42, einer von zwei FPÖ-Fraktionschefs im Nationalrat. Beide sind tragende Pfeiler der Koalition von Bundeskanzler Sebastian Kurz – des Bündnisses von ÖVP und FPÖ, das gerade nachhaltig erschüttert worden ist, weil die FPÖ-Leute sich nur sehr zögerlich von ihrem radikal rechten Rand abgrenzen. Kurz steht unter Beobachtung aus In- und Ausland, seit er mit den Rechtspopulisten in die Regierung gegangen ist.

Strache und Gudenus, politischer Ziehvater und Ziehsohn, verbringen regelmäßig ihre Urlaube auf Ibiza, der Schwesterinsel von Mallorca, die seit Jahrzehnten die Reichen und manchmal auch Schönen anlockt. Einst hatten Einheimische und Hippies die hübschen Buchten für sich allein, heute ankern dort die Luxusyachten von amerikanischen Filmstars und russischen Industriemagnaten. Die Villa, in der Strache und Gudenus mit der vermeintlichen Oligarchin über Wahlkampfhilfe verhandeln, liegt einige Kilometer außerhalb von Ibiza-Stadt auf einer Hügelkette und erfüllt alle Klischees der Insel.

Es ist ein luxuriöses Anwesen, weiß getüncht, innen elegante Designermöbel, draußen ein Pool und ein Gästehaus. Für drei Nächte hier bezahlt man über eine

Vermietungsagentur im Internet etwa 3000 Euro. Der SZ liegen Fotos der Rechnung vor, laut der die Villa von 22. bis 25. Juli 2017 gebucht wurde. Ein von der

www.reporter-forum.de

SZ beauftragter Sachverständiger bestätigt: Die Werbebilder von der Villa auf der Buchungs-Webseite zeigen dieselben Räume, die man in dem mehrstündigen Video sieht.

Heinz-Christian Strache, Johann Gudenus und dessen Ehefrau Tajana sind schon einige Tage auf Ibiza, als sie am Abend des 24. Juli, eines Montags, zur Villa fahren. Sie treffen nach SZ-Informationen gegen 20 Uhr ein; bereits eine Stunde zuvor ist das Essen geliefert worden, für 374 Euro laut Rechnung. Am Anwesen parken noble Autos, unter anderem ein Mercedes Maybach und ein BMW M4 Sportwagen, auch Bodyguards sind wohl zur Stelle. Die Falle steht.

Gastgeber und Gäste begrüßen sich, man nimmt erst mal einen Aperitif auf der Terrasse. Schon dort zeichnen eine versteckte Kamera und ein Mikrofon die Gespräche auf. Ein wenig Smalltalk, Champagner, Prost, und bald hat man sich warm geredet. Strache erzählt, wen er gerade wieder kennengelernt hat (einen wichtigen Diamantenhändler), wer "dirty campaigning" betreibe (ein umstrittener Berater der SPÖ), wer bei der FPÖ die Entscheidungen trifft (natürlich Heinz-Christian Strache). Und wer seine Nachfolger wären, sollte ihm etwas zustoßen (Verkehrsminister Norbert Hofer und Gudenus). Der Plan ist natürlich ein anderer. Strache sagt: "Solange ich nicht tot bin, hab ich die nächsten zwanzig Jahre noch das Sagen."

Strache ist die FPÖ, und die FPÖ ist Strache, genau deshalb wollte die angebliche Oligarchennichte auch mit Heinz-Christian Strache selbst sprechen. Mit Johann Gudenus, Straches Intimus und "Leibfuchs" bei der Burschenschaft Vandalia, gab es vorher schon Begegnungen, auch das ist kurz Thema beim Gespräch in der Villa.

Über Gudenus, der in Moskau studiert hat, Russisch spricht und an diesem Abend in der Villa auch meist den Übersetzer gibt, wurde die Falle offenbar

www.reporter-forum.de

vorbereitet. Gudenus' Familie gehören Ländereien in Niederösterreich, und ihm wurde zugetragen, dass eine reiche Russin Interesse habe, Grundbesitz in Österreich zu erwerben.

Nach SZ-Informationen kam es schon Monate vorher zu ersten Treffen mit der angeblichen Oligarchennichte in Wiener Hotels. Man fand Gefallen aneinander. Gudenus' Begeisterung rührte womöglich auch daher, dass die Russin ihn mit Fantasiepreisen lockte. Sie wolle, so raunt es Gudenus Strache im Ibiza-Video zu, ihm ein Grundstück "zum fünffachen Preis" abkaufen.

Über die Monate entsteht aber – sogar auf Initiative von Gudenus, jedenfalls sagt er das im Video – noch ein ganz anderer Plan: der mit der Übernahme der Kronen-Zeitung. Das Boulevardblatt erreicht jeden Tag etwa zwei Millionen Leser, ein sagenhafter Wert bei insgesamt 8,7 Millionen Österreichern. Die Gunst der Krone war schon immer ein Schlüssel zur politischen Macht in Österreich, man kann sagen: Die Krone hat Kanzler gekürt und Kanzler gestürzt. Wenn die Russin wirklich Anteile an der Zeitung kaufen und die Berichterstattung zugunsten der FPÖ beeinflussen könnte – das wäre nicht einfach nur ein ungeheurer Vorteil für die Partei. Es wäre ein Raketenantrieb im Wahlkampf.

Zum Zeitpunkt des Treffens auf Ibiza ist die österreichische Parlamentswahl keine drei Monate mehr entfernt. Es ist die Wahl, die Heinz-Christian Strache, Spitzname HC, endlich in die Regierung bringen soll. Seit 2005 führt er die FPÖ, er hat die Rechtspopulisten in Österreich zu einer Art Volkspartei gemacht. In den Umfragen steht die FPÖ im Sommer 2017 mal auf Platz zwei, mal auf Platz drei. Hinter der ÖVP, bisweilen vor der SPÖ. Aber es ist sehr, sehr eng unter diesen drei Parteien. Ein paar Prozent der Stimmen werden am Ende den Unterschied machen: Mit etwas Glück könnte die FPÖ sogar stärkste Partei im Land werden. In jenem Sommer darf Strache vom Kanzleramt träumen.

www.reporter-forum.de

Was die vermeintliche Krone-Käuferin hier an die Wand malt, ist der Griff nach der Macht im Land.

Ob Gudenus von dieser Hoffnung geblendet war oder von der Aussicht auf ein einträgliches Grundstücksgeschäft – offenbar ließ er die angebliche Oligarchennichte Aljona Makarowa nicht überprüfen, bevor er ihr ein Geschäfts-Date mit seinem Parteichef verschaffte. Nach SZ-Informationen sah Gudenus noch nicht einmal ihren Ausweis oder den ihres Vertrauten.

Strache fragt relativ am Anfang des Treffens in Ibiza immerhin, wer eigentlich wen woher kennt und wer woher kommt. Ob sie aus Russland sei, aus Moskau, fragt Strache die Frau, und sie bejaht. "We like Russia", sagt Strache, lacht und lässt es bald bei dieser eher oberflächlichen Auskunft bewenden. Lieber unterhält er die Runde selbst mit Geschichten und Anekdoten, die sich im Kern oft darum drehen, wie erfolgreich, klug oder beliebt HC Strache ist. Gudenus assistiert gerne: Keine falsche Entscheidung sei mehr getroffen worden in der FPÖ seit 2005.

Nach fast zwei Stunden fällt zum ersten Mal das Stichwort Kronen-Zeitung, und es wird ernst. Man ist beim "Hauptthema" angekommen, wie Gudenus es nennt. Man beschließt, die Runde nach drinnen zu verlegen – wohl um sicherzugehen, dass keiner mithört. Drinks, Zigarettenschachteln und Aschenbecher werden auf den Wohnzimmertisch umgeladen, und dann will Strache wissen: "Was ist da schon vorangeschritten?", "was ist da wirklich konkret?"

Gudenus berichtet, es gebe bereits Verhandlungen, das Vorhaben scheine "real" zu werden: Aljona Makarowa sei im Gespräch mit der Besitzerfamilie der Krone und habe erste Fortschritte zu vermelden. Der Vertraute der Russin ergänzt, man stehe in direktem Kontakt mit zwei der vier Erben des verstorbenen Krone-Gründers Hans Dichand, auf die sein 50-prozentiger Anteil am Blatt zu je 12,5 Prozent

www.reporter-forum.de

übergegangen ist. In Wahrheit stimmt davon offenbar nichts. Die Verhandlungen mit der Familie Dichand sind wohl frei erfunden – so teilt das auch Krone-Herausgeber Christoph Dichand der SZ mit.

Das weiß Heinz-Christian Strache auf Ibiza aber natürlich nicht. Er nimmt den Köder und schwärmt von der "mächtigsten Zeitung Europas nach Bevölkerungszahl", einem "Machtvolumen, das gigantisch ist" und von einer "Weltklasse-Geschichte". Als Gudenus dann noch die Ansage der Russin übersetzt, dass der Kauf der Krone in wenigen Wochen über die Bühne gehen könne, also noch rechtzeitig vor der Wahl, ist Strache endgültig euphorisiert. Wenn sie die Zeitung wirklich übernähme und es die Chance gäbe, die FPÖ zwei bis drei Wochen vor der Wahl zu pushen, ruft er, "dann machen wir nicht 27, dann machen wir 34 Prozent!"

In Straches strategischem Denken ist die Kontrolle der Kronen-Zeitung nicht nur der Weg in die Regierung, sondern auch der erste Schritt zu einem noch viel größeren Ziel: der Orbánisierung der Presselandschaft Österreichs. Ungarns Regierungschef gehört zu jenen starken Männern, denen er in Sachen Regierungsstil nacheifert. "Hätten wir die absolute Mehrheit, könnten wir es wie der Orbán machen", rief er seinen Anhängern etwa im Januar 2018 beim FPÖ-Frühschoppen in Vösendorf zu.

In der Villa auf Ibiza klingt das nicht anders: "Wir wollen eine Medienlandschaft ähnlich wie der Orbán aufbauen", sagt er. Was das heißt, zeigt der Blick über die Grenze nach Ungarn, wo der öffentliche Rundfunk längst zum Sprachrohr der Regierung geworden ist und auch die meisten privaten Medien unter Kontrolle von Orbán-Leuten stehen. Da kann man durchregieren ohne überflüssige Kritik, und Wahlen lassen sich auch viel leichter gewinnen.

www.reporter-forum.de

Pressefreiheit? Die scheint auch Strache eher lästig zu finden. Der vermeintlichen Investorin sagt er jedenfalls zu, ein "Medienkonzept" für die neue Kronen-Zeitung gern selbst liefern zu können, innerhalb von zwei, drei Wochen. Er spielt im Salon der Villa schon einmal durch, wie die Machtübernahme aussehen könnte: "Zack, zack" würde er ein paar Journalisten "pushen", andere müssten "abserviert" werden, ein paar neue geholt – Journalisten seien sowieso "die größten Huren auf dem Planeten" – kein Problem also.

Strache erklärt der Russin wieder und wieder, wie sie mittels der Krone Geld verdienen könnte – einfach weil sie als mächtige Herausgeberin von allen hofiert würde und sich neue Geschäftsfelder erschließen könnte. Die Krone sei "der bestimmende Faktor am Zeitungsmarkt", erklärt er, und wenn sie dann noch einen TV-Sender in die Finger bekäme, "bestimmst du alles". Bald darauf schlägt er den Bogen zum ORF, der nach dem Erwerb der Krone der "einzige Konkurrent" sei – und verspricht dann: "Würden wir in einer Regierungsbeteiligung sein, würden wir uns sogar vorstellen können, einen Sender zu privatisieren." Und: "Wir könnten uns vorstellen, den ORF völlig auf neue Beine zu stellen." Tatsächlich arbeiten FPÖ und ÖVP in der Regierung derzeit an einem neuen ORF-Gesetz.

Dass die angebliche Oligarchennichte Gegenleistungen erwarten würde dafür, dass sie der FPÖ Wahlkampfhilfe zukommen ließe, das ist Strache augenscheinlich bewusst. Wie an zahlreichen anderen Stellen im Gespräch betont er zwar, dass alles "rechtskonform, legal" sein "und mit unserem Programm übereinstimmen" müsse, aber dann sagt Strache etwas, das ihn wohl noch lange verfolgen wird: "Wenn das ihr Asset ist, das sie mitbringt drei Wochen vor der Wahl, bist du deppert, dann brauch ma gar nicht reden." Es folgt ein kurzes Stimmengewirr, aber Strache verschafft sich Gehör: "Tschuldige, tschuldige", ruft er, "dann sag ich ihr: Dann soll sie eine Firma wie die Strabag gründen. Alle staatlichen Aufträge, die jetzt die Strabag kriegt, kriegt sie dann."

www.reporter-forum.de

In diesem Moment lässt Strache seine Vorsicht fahren und macht genau das, was die Lockvögel sich wahrscheinlich erhoffen: Er überschreitet offenkundig die Grenzen dessen, was erlaubt ist. Wenn er der vermeintlichen Investorin zusagt, ihr für mediale Unterstützung im Wahlkampf staatliche Aufträge zuzuschanzen, dann ist das eben nicht "rechtskonform" oder "legal". Und, nebenbei, wahrscheinlich auch nicht in Übereinstimmung mit dem Programm, mit dem die FPÖ um Wähler wirbt.

Es klingt dann eben schon sehr nach dem, was man Korruption nennt: Nehmen und Geben.

Ob Strache dafür heute juristisch belangt werden kann, ist eine andere Frage. Von der SZ befragte Experten sind skeptisch, da er diese Versprechungen abgab, als er noch nicht im Regierungsamt war.

Auf Anfrage erklärt Strache via Whats-App, weder er noch die FPÖ hätten "irgendwelche Vorteile von diesen Personen erhalten oder gewährt". Im Übrigen, schreiben Strache und Gudenus, sei "viel Alkohol im Laufe des Abends gereicht" worden und es habe "eine hohe Sprachbarriere" gegeben, "ohne professionellen Übersetzer".

Der Name Strabag, der häufig fällt, braucht indes keine Übersetzung. Das Bauunternehmen und Strache, das hat eine Vorgeschichte. An der Strabag ist der Unternehmer Hans Peter Haselsteiner beteiligt, ein politischer Gegner Straches. Haselsteiner saß mal für die österreichischen Liberalen im Parlament, vor der Bundespräsidentenwahl 2016 investierte er viel Geld in eine Kampagne gegen den FPÖ-Kandidaten Norbert Hofer, der am Ende knapp dem Grünen Alexander Van der Bellen unterlag. Man mag sich nicht, und da sitzen die Worte bei Strache womöglich etwas lockerer.

www.reporter-forum.de

Schon ein paar Minuten zuvor hat Strache der Ibiza-Runde gesagt: "Das Erste", was er im Fall einer Regierungsbeteiligung zusagen könne, sei: "Der Haselsteiner kriegt keine Aufträge mehr." Und weil Haselsteiners Strabag zahlreiche Staatsaufträge hat, "haben wir ein Riesen-Volumen", sagt Strache. "Wenn da eine Qualität da ist und ein qualitativer Anbieter da ist, dann bin ich der Erste, der sagt …". Strache hebt theatralisch die Arme.

Und noch ein drittes Mal bietet Strache an, die Strabag für die Russin auszubooten. Er lenkt das Gespräch selbst auf das Thema Autobahnbau. "Noch mal", sagt er, beim Autobahnbau sei er "sofort dabei":

"Statt Haselsteiner, jeden öffentlichen Auftrag."

Auch die Verbindung mit der Wahlkampf-Unterstützung stellt Strache wiederholt selbst her. Einmal wendet er sich an Gudenus, der für die angebliche Russin übersetzen soll: "Du sagst ihr, wenn sie die Kronen-Zeitung übernimmt drei Wochen vor der Wahl und uns zum Platz eins bringt, dann können wir über alles reden." Und ein weiteres Mal: "Da brauchen wir doch gar nicht reden, du. Wenn sie die Kronen-Zeitung übernimmt und einen Lauf schafft, wo wir drei Wochen vor der Wahl einen Punch kriegen – dann können wir über alles reden. Da werden wir immer einen Weg finden, das zu definieren." Statt "Punch", also "Schlag", meint Strache, der nicht der versierteste Englischsprecher ist, hier vermutlich wie in einem anderen Zitat den "Push", also den "Schubser" nach vorne in der Wählergunst.

Aber selbst mit der Zusage in Sachen Strabag sind Straches angebliche russische Partner noch nicht zufrieden. Sie wollen nicht nur öffentliche Aufträge, sie wollen einen "Staatsauftrag mit Überpreis" – also zu ihrem Vorteil überteuert. Strache antwortet mit einem lang gezogenen "Jaaaa". Der Vertraute der angeblichen

www.reporter-forum.de

Oligarchennichte geht noch ein Stück weiter, er sagt, der Punkt sei "der Überpreis, der garantiert wird".

Strache antwortet prompt: "Noch einmal: Beim staatlichen Auftrag hast du das."

Das sagt derselbe Mann, der eben noch erklärt hat, er tue nichts, was rechtswidrig sei. Das sei ihm heilig, das sei seine große Stärke. Derselbe Mann, der an anderer Stelle im Video noch beteuert hat, er sei gegen Überpreis, die FPÖ wolle immer das Beste für das Land, das sei ihr Idealismus.

Das Video zeigt einen Tanz, die beiden Lockvögel versuchen wieder und wieder, Strache an und über die Grenzen des Erlaubten zu bringen. Dabei lassen sie kaum eine Gelegenheit aus, eindeutig klarzumachen, auf was sie abzielen: korrupte Geschäfte. Die Frau sagt, in ihrer Praxis sei es so: "Du steckst etwas hinein, gibst jemandem, kaufst eine Stimme. Dann macht diese Stimme etwas zu deinem Vorteil." Sie fügt an: "Und darüber reden wir." Strache und Gudenus bekommen vorbuchstabiert, auf was sie sich hier einlassen.

Die Lockvögel zählen auch auf, in welchen Ländern Osteuropas ihnen korrupte Geschäfte ermöglicht würden. Meistens bleibt Strache hart: In Österreich, das sagt er mehr als einmal, laufe es nun einmal anders. Diese Passagen könnte sein Pressesprecher geschrieben haben, so unverfänglich sind sie. Ihm wäre es offensichtlich am liebsten, die Russin würde sich mit unkonkreten Zusagen begnügen. Gleichzeitig will er sie wohl nicht zu stark verärgern. Der Tanz im Zigarettendunst geht weiter. Strache trinkt Wodka Red Bull, er sagt: "I'm the Red Bull brother from Austria."

www.reporter-forum.de

Der Vertraute der vermeintlichen Oligarchennichte fragt schließlich entnervt: "Damit ich euch jetzt richtig verstehe: Soll ich ihr erklären, dass es keine Erwartungen bezüglich Gegendeal gibt et cetera?" Strache kontert sofort: "Nein, das ist falsch, das ist falsch." Auch Gudenus widerspricht. Dann erklärt Strache, wie es laufen soll, zwischen den Fingern eine unangezündete Zigarette, mit der er gestikuliert: "Sie muss sagen, dieser Geschäftszweig, dieser Geschäftszweig und dieser Geschäftszweig interessiert mich. So. Und dann schauen wir uns an, was bei uns von Vorteil ist", was "hineinpasst".

Über den Abend verteilt sprechen die FPÖ-Leute und ihre Gastgeberin über verschiedene Ideen, die alle im Grunde eines gemeinsam haben: Die angebliche Aljona Makarowa kann ihre angeblichen Millionen nach Österreich schleusen. Manche Offerten sind harmlos, etwa wenn Strache ihr anträgt, Hotels zu kaufen, "geile, geile abgewrackte Hotels" in guten Skigebieten, "weil aus denen machst dann was".

Schon etwas schwieriger wird es, wenn Strache anbietet, seine Kontakte spielen zu lassen, die er – auch bei ihm muss man wohl sagen: angeblich – fast überall in der Welt hat. Nun gut, seine russischen Kontakte bietet er nicht an, sein Gegenüber habe "ja aus Russland gute Kontakte wahrscheinlich zu Putin", sagt er. Aber da wären etwa seine "israelischen Freunde", die er im Lager von Ministerpräsident Benjamin Netanjahu verortet, und die mit "den Linken da ein Problem haben". Oder die Chinesen, über die Strache wenig charmant anmerkt: "Die Hunde haben dicke Kohle." Bei den Chinesen sei er bald eingeladen, und da laufe es so: Politische und wirtschaftliche Angelegenheiten wollten die in einer Hand sehen. Das heißt, jedenfalls in seiner Lesart, dass die Chinesen von ihm wissen wollen, mit welchen Leuten sie Geschäfte machen sollen in Österreich. Und da kann er natürlich Leute ins Spiel bringen, "so rennt die Geschichte", sagt Strache. Heißt so viel wie: So funktioniert's.

www.reporter-forum.de

Selbst ein Geschäftsfeld, das die FPÖ bisher verteufelt hat, bietet Strache der Russin an: die Wasserversorgung. Offiziell klang der FPÖ-Chef dazu bisher sehr klar: Wasser sei "weder Profitquelle für Konzerne noch Spielkapital für Spekulanten". In der Villa auf Ibiza nennt er es auf einmal "das weiße Gold" und spricht davon, eine Struktur schaffen zu wollen, "wo wir das Wasser verkaufen, wo der Staat eine Einnahme hat und derjenige, der das betreibt, genauso eine Einnahme hat". Man müsse sich dann eben "um die Prozente streiten".

Noch 2013 hatte Gudenus einen Empörungssturm gegen die Wiener SPÖ entfacht und ihr "roten Privatisierungswahn" vorgeworfen. Eines seiner Beispiele: eine Wasserquelle, die von der Stadt Wien 1998 an eine private Firma zur gewerblichen Nutzung verpachtet worden sei. Nach dem Wasser bieten Strache und Gudenus der Russin noch an, in den Glücksspielmarkt einzusteigen – da wollten sie sowieso das staatliche Monopol aufbrechen.

Irgendwann kommt die Frage auf, was Strache und Gudenus eigentlich noch wollen. Schließlich helfen sie bereitwillig dabei, für das angebliche russische Geld eine Heimat in Österreich zu finden. Eines ist ja eh offensichtlich: Sie wollen die Wahlkampf-Hilfe durch die Krone. Aber Strache und Gudenus bringen noch einen Wunsch an, ganz vorsichtig. "Wenn es ihr gefällt", sagt Strache zweimal, "wenn sie dann positiv gestimmt ist", solle sie ihnen etwas spenden. Wenn nicht – eben nicht.

Die Spendenfrage ist in zweierlei Sicht problematisch. Zum einen dürfen politische Parteien in Österreich keine Spenden von ausländischen Personen annehmen, die höher sind als 2641 Euro – man kann wohl davon ausgehen, dass Strache von einer russischen Multimillionärin etwas mehr erwartet hätte. Zum anderen wollen Strache und Gudenus gar nicht, dass sie direkt an die FPÖ spendet, sondern – das erwähnen sie mehrmals – "über den Verein".

www.reporter-forum.de

Strache erklärt, warum die Russin dorthin spenden soll: Wenn man nämlich an eine Partei spendet, sagt er, gehe "das an den Rechnungshof", und "das will keiner." Mit dem Verein ließe sich genau das umgehen: "Der Verein ist gemeinnützig, der hat nichts mit der Partei zu tun", sagt der FPÖ-Chef. "Dadurch hast du keine Meldungen an den Rechnungshof. Das ist ein gemeinnütziger Verein, mit drei Rechtsanwälten. Der hat ein Statut: Österreich wirtschaftlicher gestalten." Den Namen des Vereins nennt er nicht. Gudenus bekräftigt auf Russisch noch, wie geheim das alles sei: Über diesen Verein wisse niemand etwas.

Gudenus behauptet schon früher am Abend, auch andere Parteien würden den Spendenumweg nutzen. Möglicherweise sind Strache und er auch deswegen so offen: Weil sie glauben, es mache eh jeder so.

Offiziell wettert die FPÖ seit Jahren gegen den undemokratischen Einfluss von Großspendern – es wäre also sehr in ihrem Interesse, dass eine Zuwendung der Russin nicht öffentlich würde. Und wieder tut sich ein Abgrund auf in der Villa in Ibiza: Wenn es nämlich stimmt, was Strache erzählt, ist dieses System bei der FPÖ längst eingeführt. "Es gibt ein paar sehr Vermögende, die zahlen zwischen 500000 und eineinhalb bis zwei Millionen." Und später: "Ich kann ein paar nennen", sagt er, die "zahlen aber nicht an die Partei, sondern an einen gemeinnützigen Verein". Und damit, genau: "vorbei am Rechnungshof".

Dann nennt er Namen: den Waffenfabrikanten Gaston Glock, die Kaufhaus-Erbin Heidi Goëss-Horten, den Glücksspielkonzern Novomatic und den Milliardär René Benko, der mit seinen Immobiliendeals auch in Deutschland Aufsehen erregt, etwa mit dem Karstadt-Kauf. Benko soll laut Strache an FPÖ und ÖVP zahlen.

Goëss-Horten, Benko, Glock und Novomatic bestreiten den Vorgang. Strache und Gudenus erklärten der SZ, die Spenden seien nie eingegangen, und sie hätten bei

www.reporter-forum.de

allen Themen und auch bei "allenfalls in Aussicht gestellten Spenden" auf gesetzliche Bestimmungen hingewiesen. Die Existenz des Vereins bestreitet Strache nicht.

Wie Strache hier einer angeblichen russischen Oligarchennichte, die er zuvor noch nie getroffen hat, unbekümmert von angeblichen verdeckten Parteispendern erzählt, ist einer der denkwürdigsten Momente des Videos. Auch wie sich Johann Gudenus, als er die Liste der angeblichen Spender übersetzt, beim Namen Glock in Pose wirft, vergisst man nicht so schnell: Er steht mitten im Raum und formt beide Hände zu einer gedachten Pistole.

Der spätere Fraktionschef einer Regierungspartei in Österreich: bamm, bamm.

Über weite Strecken des Videos kommt man nicht auf den Gedanken, dass den beiden FPÖ-Männern bewusst sein könnte, was hier geschieht: dass die ganze Sache eine Show sein könnte, nur für sie. Allerdings gibt es Momente, in denen Heinz-Christian Strache sich plötzlich umschaut und die Wände inspiziert, als würde er sie nach versteckten Kameras absuchen. Und es gibt diese eine Stelle, an der alle drei plötzlich nervös werden, das Ehepaar Gudenus und Strache, spät am Abend.

Die beiden Lockvögel sind gerade nicht im Raum, und die drei beginnen zu flüstern. Das Wort "Falle" fällt, und "eingefädelt". Strache ist auf einmal skeptisch, ihm ist aufgefallen, dass die angeblich megareiche Russin dreckige Ränder an den Fußnägeln habe. Gudenus sagt beschwörend: "Das ist keine Falle." Strache aber wirkt mit einem Mal sehr ernüchtert.

Vielleicht dämmert ihm gerade, in was er sich da hat hineintreiben lassen. Selbst wenn man das Strabag-Angebot als Spinnerei abtun würde, die angeblichen verdeckten Spenden als Unsinn und seine Allmachtsfantasien à la Orbán als typisch – wenn bekannt würde, wie abfällig und verächtlich HC Strache und Gudenus über

www.reporter-forum.de

Politiker aus anderen Parteien sprechen, wären Koalitionsverhandlungen oder gemeinsames Regieren eigentlich undenkbar.

Allein diese Passage: Im Flüsterton erzählt Strache Gudenus von einer Idee, wie sie gleich zwei politische Gegner auf einmal ausschalten könnten. Die beiden Gegner sind selbst Widersacher – und sie wüssten, dass es jeweils kompromittierendes Material über sexuelle Eskapaden des anderen gebe. Vielleicht hätten sie dieses gar in Besitz, würden es aber nicht veröffentlichen. Aus Angst vor einem Gegenschlag. Die Idee ist also: "Würde es uns gelingen, von einer Seite Fotos zu organisieren, die wir übers Ausland spielen, würde die andere Seite glauben, die andere war's und der atomare Krieg geht los", sagt Strache.

Strache hat kurz eine Falle gewittert, doch er hat die Villa nicht verlassen. Er hält noch einen dunklen Monolog über den unvermeidbaren Niedergang der Weltwirtschaft – "Der Crash kommt. So sicher wie das Amen im Gebet" – und darüber, wie er selbst mit Gold sehr viel Geld verdient hat. Irgendwann wollen Strache, Gudenus und seine Frau weiterziehen, in einen Club.

Aber ganz lässt ihn die Chance auf die Kronen-Zeitung nicht los. Einmal noch redet Strache dem Vertrauten der angeblichen Investorin zu, sie solle das "Gescheite und Richtige" machen und die Krone kaufen. Der Vertraute warnt, sie brauche eine klarere Zusage, und wenn, dann jetzt. "Ich weiß nicht, wie wichtig die Geschichte für euch ist", sagt er, aber wenn sie denn wichtig sei, sollten sie jetzt handeln.

HC Strache wendet sich an Gudenus. "Mach das ihr jetzt klar, Joschi. Mach das klar, mach das klar", sagt er, und dann: "Joschi, geh jetzt hinein, mach das jetzt klar." Und Johann Gudenus, genannt Joschi, geht los, in die Küche. "Aljona", ruft er dort die Russin, und dann sagt er etwas auf Russisch, was man nun schwarz auf weiß hat,

www.reporter-forum.de

übersetzt und beglaubigt von einer beeidigten Dolmetscherin: "Es ist möglich, nur sagt er es nicht, verstehen Sie?"

Er, das ist Strache. Der Parteichef, der Saubermann. Er sagt es nicht. Aber Joschi, der es jetzt klarmachen soll, Joschi sagt es. Sein Soldat, sein Ziehsohn, sein Gefährte. Und Joschi sagt zu der Frau, die angeblich viele illegale Millionen nach Österreich bringen will: "Wir sind zu hundert Prozent bereit zu helfen, egal, was kommt."

Jetzt können sie in die Disco, sie sind dort verabredet. "High high high society", singt Heinz-Christian Strache, als sie draußen sind. "We make party now." Ihre FPÖ-Freunde warten schon.

www.reporter-forum.de

Die toten Babys von Neukölln

In keinem anderen Bezirk Berlins sterben so viele Säuglinge. Die Ehe unter Verwandten sei ein Grund, sagt der Stadtrat für Gesundheit. Ihm wird deshalb Rassismus unterstellt

Von Julius Betschka und Martin Nejezchleba, Berliner Morgenpost, 07.10.2018

Der Junge kommt mit 1940 Gramm und 46 Zentimetern zur Welt. An einem kühlen Montag im April, zwei Wochen vor dem Geburtstermin, um 21 Uhr und zehn Minuten. Keine zehn Minuten später ist das Baby tot. Sterbeort: ein Kreißsaal in Neukölln. Als Todesursache notiert eine Ärztin auf den rosafarbenen Leichenschauschein: Herzstillstand. Statistischer Krankheitscode: Q87. Das steht für angeborene Fehlbildungen. Ein Gendefekt. Die Mutter wusste schon seit Monaten von der schweren Erkrankung ihres Babys.*

In keinem anderen Berliner Bezirk sterben so viele Säuglinge wie in Neukölln. Von 1000 Babys überleben im Schnitt 5,3 das erste Lebensjahr nicht. Zum Vergleich: In Steglitz-Zehlendorf liegt die Rate bei 1,4, in ganz Berlin bei 3,1. In einem Bericht des Neuköllner Gesundheitsamtes von Juni 2018 steht dazu folgendes: Die Sterberate sei fast doppelt so hoch wie im Rest Berlins, stark gefährdet seien die Kinder ausländischer Eltern. Und: "Besonders alarmierend" sei, dass die Säuglingssterblichkeit in Neukölln steige – "ganz im Gegensatz zur generellen Entwicklung in Berlin und Deutschland", so der Bericht.

Das alles jagt Medizinern einen Schrecken ein, stellt Experten vor Rätsel. Säuglinge sterben und niemand weiß warum – ein Horrorszenario. Ein Stadtrat sieht die Chance, etwas zu bewegen – und begibt sich auf den brüchigen Grat zwischen Aufklärung und Populismus.

Seinen Anfang nimmt das alles mit einer Pressemitteilung. Sie stammt von Falko Liecke (CDU), seit neun Jahren Stadtrat in Neukölln, seit sieben Jahren für Jugend und Gesundheit zuständig, seit zwei Jahren stellvertretender Bürgermeister. Liecke ist ein Mann mit entschlossenem Blick und auf Linie getrimmtem Bart. Wenn

www.reporter-forum.de

er sich selbst beschreibt, spricht er von einem Mann, der auch die unschönen Probleme kompromisslos angehe, der sich nicht in ideologische Schranken weisen lasse. Von einem, der den Dingen auf den Grund geht – und selbst Kritiker schätzen ihn dafür. Am ersten Juni dieses Jahres gibt dieser Mann in der Pressemitteilung bekannt, welches Problem er als nächstes ins Visier nimmt: die hohe Säuglingssterblichkeit. Er werde intensive Maßnahmen einleiten, damit weniger Kinder im ersten Lebensjahr sterben – so die Definition von Säuglingssterblichkeit. Zunächst gelte es aber, die Ursachen zu finden. Doch: Noch bevor er zu suchen beginnt, benennt er schon Möglichkeiten. Vielleicht liege alles an ärztlicher Unterversorgung. Oder an einer "Häufung von Verwandtenehen".

Nicht mehr als ein Nebensatz. Aber der wird zum Epizentrum eines politischen Erdbebens. Er löst eine Kette von Reaktionen aus, die selbst der entschlossenste Stadtrat nicht einzufangen vermag. Noch am selben Tag spitzt ein Bundestagsabgeordneter der AfD Lieckes These auf Facebook zu, macht aus ihr eine hetzerische Kausalkette: Türkisch-arabische Migranten führten zu vielen Cousinenehen. Viele Cousinenehen zu vielen missgebildeten und toten Kindern. Die Geschichte der toten Babys von Neukölln verbreitet sich über die sozialen Medien rasant, wird Thema in rechten Facebook-Foren. Von linker Seite heißt es schnell: Rassismus. Schließlich hatte die AfD nur Wochen zuvor mit einer Anfrage zu Verwandtenehen einen Eklat im Bundestag ausgelöst.

Liecke wird im Neuköllner Bezirksparlament mit parlamentarischen Anfragen von Grünen, Linken und SPD überhäuft. Sein Vorgesetzter, der Bezirksbürgermeister der SPD, Martin Hikel, sagt: "Wir benötigen mehr Fakten und Netzwerkarbeit statt voreiliger Schlüsse." In Zeitungsartikeln werden internationale Mediziner als Beweis für Lieckes vermeintlichen Rassismus angeführt. Lieckes Antwort: "Politikern Rassismus vorzuwerfen ist einfach. Das Problem zu lösen nicht."

Hier also beginnt die Spurensuche. In einem Bezirk geprägt von kultureller Vielfalt, Armut und Möglichkeiten. Ein Bezirk, der in vielen Medienberichten nicht ohne das Attribut "Problem-"auftaucht. Ähnlich wie Duisburg-Marxloh oder Köln-Chorweiler. Neukölln gilt einigen als Testlabor für die Bundesrepublik. Was läuft hier schief?

www.reporter-forum.de

Einen Monat nach dem Beben beginnt Liecke mit den Aufräumarbeiten. Der Stadtrat empfängt in seinem Büro im Rathaus Neukölln. Am Anzugrevers trägt er das Wappen seines Bezirks. Er verschränkt die Arme, als er sich in den Bürostuhl lehnt. Als CDU-Mann in Neukölln sei er ja heftige Kritik gewohnt. Aber die Emotionalität, mit der das Thema diskutiert werde, das könne er nicht nachvollziehen. Man könnte sagen: Das Beben war so schwer, dass es den Stadtrat ordentlich durchgeschüttelt hat.

Der Assistent des Stadtrats hat auf dem Konferenztisch einen Stapel aufgebaut: Zeitungsartikel, ein Fachartikel, eine Studie der Oxford University, eine Präsentation mit dem Titel "Das konsanguine Paar – was der Arzt wissen muss". Das Wort "konsanguin", es gehe ihm noch schwer über die Lippen, sagt Liecke. Er lerne vieles erst im Zuge der Recherchen. Unter anderem das: Als konsanguin werden Ehen von blutsverwandten Paaren bezeichnet, beispielsweise Cousins und Cousinen. Im Gegensatz zu Inzest ist das in den meisten Rechtssystemen erlaubt. Liecke blättert, tippt auf einen Stichpunkt auf Seite vier. Dort steht, bei konsanguinen Partnern verdoppelt sich die Gefahr, dass Kinder behindert auf die Welt kommen. Nur weil das Thema heikel ist, solle er ihm nicht nachgehen?, fragt Liecke. "So bin ich nicht gestrickt."

Fragt man ihn, ob er das Heiraten zwischen Cousins und Cousinen problematisch finde, atmet er tief durch – und versucht sich an einer Antwort: Das habe ja schon etwas mit kultureller Entwicklung zu tun, das seien ja oft Zwangsehen, zu einer liberalen Gesellschaft passe das nicht, fördere Parallelgesellschaften. Liecke räuspert sich und sagt: "Ein Buschkowsky hätte das bestimmt drastischer formuliert." Doch die Suche nach den Ursachen, sie beginnt erst.

Eine Ursache könnte rund fünf Kilometer südlich von Lieckes Büro liegen. Erster Stock: die pädiatrische Intensivstation im Vivantes Klinikum Neukölln. In Zimmer 208 türmen sich Bildschirme, winden sich Drähte und Schläuche über Säuglingsbetten. Eine Frau starrt von einem Hocker in den abgedunkelten Raum. Ein Saugnapf bedeckt fast die ganze Brust des winzigen Babys im Krankenbettchen, hämmert auf und ab. Das Kind kam mehrere Monate zu früh, hat eine angeborene Fehlbildung. 3000 Babys kommen hier jährlich zur Welt. Die Klinik ist spezialisiert auf Frühchen und Neugeborene mit schweren Erkrankungen, komplizierte Fälle aus

www.reporter-forum.de

ganz Berlin werden hier behandelt. Chefarzt Rainer Rossi leitet seit 22 Jahren die Kindermedizin. Über die vielen toten Säuglinge in Neukölln sagt Rossi: "Wir sind erschrocken und müssen dem nachgehen."

Hört man sich unter Frauen- und Kinderärzten in Berlin um, lautet eine Theorie: Rossis hochspezialisierte Klinik sei ein Grund, warum in Neukölln mehr Säuglinge sterben als anderswo: Je komplizierter die Fälle, desto größer die Gefahr von Fehlund Totgeburten. Außerdem, sagen Ärzte, nähmen die Spezialisten dort viele späte Abtreibungen vor, die auch in die Statistik der toten Säuglinge einfließen würden.

In einem Bericht der Gesundheitsverwaltung heißt es außerdem: Fast ein Drittel der Todesfälle seien auf ein niedriges Geburtsgewicht zurückzuführen, der Anteil solcher Neugeborenen sei in Neukölln deutlich über dem Berliner Durchschnitt. Es sei anzunehmen, dass die Säuglingssterblichkeit dort auch deshalb so hoch sei. Der Chefarzt selbst erklärt dazu: "Bei uns werden auch solche Todesfälle dokumentiert, wenn extrem Frühgeborene vor jeglicher Behandlungsfähigkeit geboren werden und dann – medizinisch korrekt – ohne Behandlung sterben." Ist also alles nur eine Sache der Statistik?

So einfach ist es nicht. Eine Anfrage der Berliner Morgenpost beim Berliner Amt für Statistik ergibt: Nicht der Sterbeort der Säuglinge zählt für die Statistik, sondern der Wohnort der Mütter. So richtig bewusst war das in Neukölln nur wenigen. Die Spezialklinik kann also nicht schuld sein. Warum aber sterben die Kinder? Chefarzt Rossi nennt soziale Unterschiede als möglichen Grund. Die Neuköllner Klientel, gerade türkische und arabische Migranten, gehe zwar oft zum Arzt, aber eher bei akuten Beschwerden. "Vorsorgeuntersuchungen und dauerhafte langfristige Betreuungsnotwendigkeit sind hingegen oft schwer zu vermitteln", so Rossi. Und so würden Probleme in der Schwangerschaft oft zu spät auffallen. Aber: Bislang sei das Spekulation. Erst eine Datenauswertung könne klären, was genau das Problem sei. Denn im Bezirk Mitte ähneln sich die sozialen Probleme. Dennoch sterben dort wesentlich weniger Babys– die Zahl dort liegt etwa im Berliner Durchschnitt.

Auch deshalb hat der Vorstoß von Gesundheitsstadtrat Liecke nicht nur im Krankenhaus für Aufregung gesorgt. "Alle, die in Neukölln mit dem Thema zu tun haben, sind verunsichert und alarmiert", sagt Susanne Butscher. Die Sozialpädagogin,

www.reporter-forum.de

schulterlange Haare, Piercing in der Nase, arbeitet in der Schwangerschaftsberatung Lydia im Neuköllner Norden. Butschers Schwangerschaftsberatung ist eine von nur zwei im ganzen Bezirk. Rund 2500 Frauen beriet sie 2017 mit ihren Kolleginnen, wenn es um die Suche nach Hebammen ging, um finanzielle Anträge und Vorsorgeuntersuchungen. In ihrem kleinen Büro klingelt ständig das Telefon. Terminanfragen. Sie muss alle absagen. Nichts mehr frei diesen Monat.

In die Beratung von Butscher kommen vor allem türkische und arabische Frauen, in den letzten Jahren immer mehr Roma: "Gerade diese Frauen sind oft sehr jung und kriegen teilweise fünf Kinder in vier Jahren." Auch das sorge für ein niedriges Geburtsgewicht der Säuglinge. Ein Risikofaktor. Dazu, sagt Butscher, sprächen viele nur schlecht Deutsch und kämen erst gegen Ende der Schwangerschaft zu ihr, wenn es für langfristige Beratung schon zu spät sei.

So auch die Libanesin Rana K. – die 23-Jährige trägt ein schwarzes Kopftuch, silberne Strasssteinchen auf den Schuhen und einen kugelrunden Bauch vor sich her. Sie ist im siebten Monat schwanger und sitzt zum ersten Mal in der Beratung. Es geht um finanzielle Unterstützung, deshalb kommen die meisten. K. sagt, sie ist alleinerziehend. Und: "Ich brauche das Geld für das Notwendigste." Windeln, Medizin, sowas. Sie ist arbeitslos, wohnt mit drei Geschwistern bei den Eltern. Das Gespräch mit Butscher ist schnell vorbei, nachdem die Geldfrage geklärt ist. Butscher: "Viele kommen, weil sie gehört haben, dass sie hier Geld beantragen können." Was Beratung darüber hinaus leisten könne, davon hätten die wenigsten eine Vorstellung. Das sei schon frustrierend. Und gesundheitliche Probleme, wie Schwangerschaftsdiabetes oder Fehlbildungen, fielen so erst spät auf. Oder nie.

Überlastete Beratungsstellen, fehlendes Verständnis für Beratung – das könnten Gründe sein dafür, dass in Neukölln mehr Säuglinge sterben als anderswo. Und die Verwandtenehen, Frau Butscher? Das sei schwierig einzuschätzen. Es gibt schlicht keine Zahlen darüber, wie viele Familien in Neukölln tatsächlich in Verwandtenehen leben, sagt die Sozialpädagogin. Das muss auch Gesundheitsstadtrat Liecke bestätigen. Wie viele Paare im Bezirk tatsächlich blutsverwandt sind, wie viele von ihnen Kinder gezeugt haben, das weiß niemand. "Viele heiraten ja gar nicht standesamtlich, sondern nach islamischem Recht", sagt Butscher. Die seien nirgendwo erfasst. Was sie aber

www.reporter-forum.de

weiß: 2017 gab es in der Schwangerschaftsberatung nur einen einzigen Fall, in dem es schwere Komplikationen gab, weil die Eltern blutsverwandt waren.

Wichtiger sei ohnehin, die Beratungsangebote auszubauen. Sie legt eine bunte Broschüre vor sich auf den Tisch, blättert. Das Elternbegleitbuch des Bezirks Neukölln: die Texte sind nur auf Deutsch, die Kinder auf den Fotos sind alle blond – und das Gesicht von Falko Liecke ist auch drauf. Dabei sind fast die Hälfte der 330.000 Neuköllner Migranten, ein Viertel stammt aus dem Ausland. Butscher wünscht sich deshalb Informationen in Arabisch, Englisch und Französisch. Flyer mit Fotos von Frauen mit Kopftuch, brünette Jungs. "Davon brauche ich mehr", sagt sie. Es klingt, als regiere der Stadtrat zumindest an einem Teil der Neuköllner vorbei.

Seit dem Erdbeben sind mittlerweile knapp drei Monate und eine parlamentarische Sommerpause vergangen. Noch immer sorgt Lieckes Halbsatz für heftige Nachbeben im Neuköllner Rathaus. An einem Mittwochabend Ende August tritt die SPD-Fraktionsvorsitzende Mirjam Blumenthal ans Rednerpult des Bezirksparlaments. Sie will vom Gesundheitsstadtrat wissen, wie er das Vorsorgeangebot besser auf Bürger mit Migrationshintergrund auszurichten gedenkt. Ein parlamentarischer Denkzettel: Statt populistische Theorien über Verwandtenehen zu verbreiten, solle Liecke seine Arbeit machen. Der verweist auf den Gesundheitsbericht. Blumenthal: "Ist es richtig, dass in diesem Bericht steht, dass sie die Zielgruppen nicht erreichen?"

Falko Liecke schüttelt den Kopf. Blumenthal wiederholt die Frage Wort für Wort. Der Stadtrat stampft auf, stürzt auf das Rednerpult zu. "Ich kann als Bezirksstadtrat ja kaum jeden einzelnen zur Vorsorge tragen", sagt er. Es sei alles gesagt, für das Kurzzeitgedächtnis der Fraktionsvorsitzenden könne er ja nichts. Die SPD-Fraktion fordert eine Entschuldigung, der Ältestenrat wird einberufen, Liecke gerügt.

Noch immer scheint es, als gäbe es nirgendwo einen Beweis für die Theorie des Neuköllner Stadtrates, dass die muslimische Verwandtenehe mitschuldig sei am Tod der Säuglinge. Als habe sich der nach höherem strebende Liecke nicht als Aufklärer, sondern Populist hervorgetan – als Stichwortgeber rechter Hetzer. Das wäre nur die halbe Geschichte.

www.reporter-forum.de

Denn Falko Liecke trägt die politische Verantwortung für die Gesundheit der Neuköllner. In seinem Bezirk sterben fast doppelt so viele Säuglinge wie anderswo in Berlin. Nimmt er sein Mandat als Gesundheitsstadtrat halbwegs ernst, dann muss er den Gründen dafür nachgehen. Und das tut er. Wer mit Politikern und Ärzten im Bezirk spricht, bekommt schnell den Eindruck: das Thema Verwandtenehe wird ignoriert – oder zumindest hingenommen. Und spricht man mit einigen der wenigen Experten, die über die Risiken von Schwangerschaften bei verwandten Paaren aufklären können, dann steht man letztlich vor der Frage: Wann wird Aufklärung zu Stigmatisierung, wann Verschweigen zum Problem?

Eine der wenigen Datensammlungen zu Schwangerschaften aus Verwandtenehen in Deutschland ist über 20 Jahre in einer gynäkologischen Praxis in Charlottenburg entstanden. Die Ärzte dort haben die Föten von rund 35.000 Frauen untersucht. Die Fragestellung: Steigt das Risiko für Fehlbildungen bei Kindern von Cousins und Cousinen? Diese Daten ausgewertet hat der Mediziner Markus Stärk. Ergebnis: Das Risiko für schwere bis tödliche Erbkrankheiten bei Föten liegt im Normalfall bei etwa zwei bis drei Prozent. Für Nachkommen von Cousins und Cousinen ersten Grades steigt das Risiko auf bis zu 8,1 Prozent. Hat Stadtrat Liecke also doch recht?

Markus Stärk sagt, das Wissen um die Risiken sei wichtig für die medizinische Aufklärung. Und: "Man muss das Thema rein wissenschaftlich betrachten." Tue man dies, müsse man feststellen: Es existieren bislang keine Studien, die belegen, dass die toten Säuglinge von Neukölln wirklich mit Verwandtenehen zusammenhängen. Aber: Dass die Ehe unter Verwandten ein medizinisches Risiko darstellt, das ist bewiesen.

Auch in Neukölln haben Ehen zwischen Cousinen und Cousins zu schweren Erkrankungen oder dem Tod der Kinder geführt. Einige Neuköllner Familien, die die Morgenpost-Reporter kontaktieren, wollen nicht reden über ihr Schicksal. Da ist die Familie S. aus der Türkei. Frau S. gebar fünf Kinder. Alle drei Töchter kamen schwerbehindert auf die Welt. Eine starb als Säugling, die zwei anderen wurden kaum älter als zehn Jahre. Die Söhne blieben gesund. Reden will Frau S. nicht.

Dann – an einem Sonntagnachmittag, einem warmen Herbsttag – lädt Familie Z. in ihre kleine Wohnung in der Rollbergstraße. Vierte Etage. Unweit der Dar-As-

www.reporter-forum.de

Salam-Moschee und dem Schwulenclub "SchwuZ". Ein Leben zwischen erzkonservativem Islam und queerem Liberalismus. Neukölln eben.

Familie Z. findet, es wurde genug geschwiegen. Auf dem Esstisch vor Aysel und Yilmaz Z. stehen türkischer Cay und Baklava, ein Bild von Rosa Luxemburg hängt über ihren Köpfen: "Freiheit ist immer Freiheit der Andersdenkenden", steht darunter auf Türkisch. Das Deutsch der beiden, die seit 25 Jahren in Deutschland leben, ist schlecht. Eine Übersetzerin hilft, sich zu verstehen.

Aysel Z. erzählt, wie sie sich 1985 auf einer Familienfeier kennenlernten. Der Cousin und die Cousine. Das war damals noch in Samsun, einer Stadt an der türkischen Schwarzmeerküste. Beide Kinder, die Aysel Z. gebar, sollten behindert sein. Sohn Can starb früh, Tochter Lále hat in diesem Jahr ihren 32. Geburtstag gefeiert. Sie sitzt neben Papa Yilmaz und Mama Aysel auf dem Sofa, wird gefüttert. Lále, das bedeutet "Tulpe", gibt nur lallende Laute von sich, reden kann sie nicht. Es gibt Situationen, sagt die Mutter, da versteht sie ihr eigenes Kind nicht. Da weint Lále oder hat Schmerzen und kann nicht ausdrücken, wo. Lále ist zu 100 Prozent schwerbehindert. Sie hat einen Gen-Defekt, der ihre geistige und körperliche Entwicklung nach wenigen Lebensmonaten gestoppt hat. "Unser ganzes Leben richtet sich nach ihr", sagt Yilmaz Z.. Auch deshalb hätten sie in den 25 Jahren kaum Deutsch gelernt. Neben ihrer Arbeit als Reinigungskräfte und der Pflege ihrer schwerbehinderten Tochter sei dafür einfach keine Zeit gewesen.

Sie hätten gern noch mehr Kinder bekommen, gesunde, sagt Mutter Aysel, aber das wollten sie nicht riskieren. Der Vater: "Wir sagen allen, dass es nicht normal ist, Verwandte zu heiraten." Es sei einfach nicht gut, betont er nach einer Pause. Aber es höre ja kaum jemand auf sie. Bei uns werde schon nichts passieren, antworte man ihm dann. Gerade unter sehr gläubigen Muslimen, so der Vater, sei die Verwandtenehe noch verbreitet – auch in Deutschland, auch in Neukölln. Noch 2010 kam eine Studie der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung zu dem Ergebnis, dass jede vierte türkische Frau in Deutschland mit einem Verwandten verheiratet ist.

Yildiz Akgün kennt das Phänomen, kennt auch Familie Z.: Die resolute Deutsch-Türkin leitet in Neukölln und Kreuzberg Selbsthilfegruppen für türkische und arabische Familien mit behinderten Kindern. Rund die Hälfte der 50 Familien in ihren

www.reporter-forum.de

Gruppen leben in einer Verwandtenehe, sagt sie: "Wir sprechen da offen drüber, in der eigenen Kultur ist das für die Menschen ja normal." Allerdings, so Akgün, brauche es viel mehr Aufklärung. "In den Moscheen muss vermittelt werden, dass die Gefahr für Gen-Defekte steigt, wenn man seine Cousine heiratet", sagt sie. Es müsse mehr Vorbilder in den Gemeinden geben.

Es sind deshalb die Schulen, Kitas und Migrantenorganisationen, die sie in der Pflicht sieht, aufzuklären. Dass Falko Liecke das Thema auf die Agenda gehoben habe, sagt sie, finde sie grundsätzlich gut. "Ich kenne Herrn Liecke als engagierten Stadtrat." Aber, sagt sie auch, viele Bezirke denken nicht genug mit, wenn es darum gehe, Migranten zu erreichen. "Flyer müssen auch auf Arabisch und Türkisch gedruckt werden, damit fängt es an", sagt auch sie. Ein Arbeitsauftrag für den Stadtrat.

Das Bezirksparlament hat Falko Liecke inzwischen offiziell den Auftrag erteilt, die Schwangerschaftsvorsorge im Bezirk zu verbessern, statt statistische Rätsel zu ergründen. Der aber setzt seine Hoffnungen weiterhin auf ein Archiv in Reinickendorf. Dort, in einem Nebengebäude des ehemaligen Militärkrankenhauses, befindet sich das Zentrale Archiv für Leichenschauscheine Berlins. Liecke hat eine Mitarbeiterin darauf angesetzt, die Neuköllner Sterbefälle zu analysieren. Findet sich dort endlich die Antwort auf die Frage, warum so viele Babys in Neukölln sterben?

Der Chef dort: Patrick Larscheid, Amtsarzt in Reinickendorf. Er führt in einen Raum mit zwei Schränken aus Pressspan und zieht einen von dutzenden Leitzordnern hervor. Darin die Leichenschauscheine für Neukölln, geordnet nach Datum und Nachnamen. Larscheid sagt: "Wir können pure Zahlen liefern, aber für die Fragestellung der vermeintlichen Verwandtenehen sind die Zahlen zur Sterblichkeit wertlos."

Und der Archivar nennt gute Gründe, ihm zu glauben. Die Fallzahlen seien viel zu gering, um ernsthafte Aussagen über ganze Bevölkerungsgruppen zu liefern. Denn übersetzt man die Sterblichkeitsrate in absolute Zahlen, geht es um 25 Fälle im Jahr 2016. Und: "Wir haben erhebliche Abweichungen zwischen den veröffentlichten Zahlen und den bei uns gefundenen Fällen festgestellt", sagt Larscheid. Außerdem steht in den Leichenscheinen nichts zu den Eltern der Babys, geschweige denn zu deren Verwandtschaftsgrad.

www.reporter-forum.de

Aus den Leichenschauscheinen in seinem Archiv geht noch nicht einmal der Wohnort eindeutig hervor. Dabei ist der ja ausschlaggebend für die Statistik zur Säuglingssterblichkeit. Aber die Zahlen, die das Gesundheitsamt veröffentlicht hat, die Zahlen, die das Erdbeben erst ausgelöst haben, kommen vom Landesamt für Statistik – nicht von Larscheid. Seine Theorie: Diese Daten sind ungenau. "Wissenschaft", sagt Larscheid, "eignet sich eben nur sehr begrenzt, um mit ihr Politik zu machen."

Falko Liecke aber will nicht aufgeben, sagt: "Es dauert länger mit den Ergebnissen als wir gedacht haben." Alles sei komplexer als gedacht. Jetzt müsse man eben genauer im Archiv hinsehen. Nur erklärt auch das Landesamt für Statistik, Herr aller Zahlen in Berlin, dass das kaum möglich sei: Die Todesursache eines Kindes, die auf den rosa Leichenschauscheinen des Zentralarchivs notiert wird, lässt sich nicht mit dem Wohnort der Mutter verknüpfen. Die Daten des Statistischen Landesamtes, die Grundlage für die Statistik zur Säuglingssterblichkeit sind, nennen zwar den Wohnort, nicht aber die Todesursache. Lieckes Mitarbeiterin wird umsonst suchen.

* Der Fall des gestorbenen Babys hat sich so ähnlich zugetragen. Einige Details wurden geändert, um die Identität des Kindes unkenntlich zu machen.

www.reporter-forum.de

Ich stand vor ihr wie vor einem Richter

Die Ärztin Johanna Haarer schrieb 1934 den Ratgeber »Die deutsche Mutter und ihr erstes Kind«. Das Buch war während der Nazi-Zeit ein Bestseller, in abgemilderter Form wurde es bis in die Achtzigerjahre verkauft. Haarer propagierte darin eine unerbittliche Erziehung. Wie war sie selbst als Mutter? Ein Gespräch mit ihrer jüngsten Tochter

Von Anna Kemper, ZEITmagazin, 19.09.2019

Frau Haarer, wenn Sie an Ihre frühe Kindheit denken: Was ist die stärkste Erinnerung an Ihre Mutter?

Der Moment, als sie aus dem Internierungslager zurückkam. Das war im Herbst 1946, ich war vier Jahre alt, fast fünf. Es klingelte, ich rannte den Flur hinunter und öffnete die Haustür. Und dann stand da diese mir eigentlich fremde Frau.

Ihre Mutter war wegen ihrer Rolle im Nationalsozialismus fast anderthalb Jahre in Lagern der US-Streitkräfte interniert gewesen.

Sie trug, das weiß ich noch ganz genau, ein graues Kostüm und einen burgunderfarbenen Hut. Sie fragte mich: »Kennst du mich nicht mehr, Trudchen? Ich bin's, die Mutter!« Erst da hat es bei mir klick gemacht.

Sie wussten nicht, dass sie nach Hause kommen würde?

Wir wussten nicht mal, dass sie überhaupt freigelassen worden war. Ich bin dann zurück in den Flur und habe laut gerufen: »Die Mutter ist wieder da!« Es war ein großes Haus, zwei Stockwerke, mein Bruder und meine drei Schwestern kamen herbeigerannt und auch die Großeltern.

Verbinden Sie ein Gefühl mit diesem Moment?

Nein. Ich bin wie neben mir gestanden. Das hatte ich öfters in meinem Leben. Wenn irgendwas schwierig war oder kompliziert, dann habe ich mich, in der Psychologie würde man sagen: abgespalten. Das war ein Trick für mich, um zurechtzukommen. Und in der Szene war das auch so. Ich sah mich selber.

Was sehen Sie, wenn Sie sich dieses Bild vor Augen holen?

www.reporter-forum.de

Ein kleines Mädchen mit rosa Strickhöschen und Lockenkopf. Mehr nicht. Dass ich mich gefreut hätte oder der Mutter um den Hals gefallen wäre – das war nicht so. Sie war mir einfach fremd.

Hatten Sie sie nicht vermisst?

Mir muss schon bewusst gewesen sein, dass sie nicht da war. In der Familie war immer die Rede von »der Mutter«. Ich habe aber kaum konkrete Erinnerungen, da ist alles schwarz. Meine frühe Kindheit kommt mir vor wie eine leere, staubige Theaterbühne, auf der nichts gespielt wird.

Ein paar Monate zuvor hatte Ihr Vater sich umgebracht, Ihre Geschwister und Sie lebten allein mit den Großeltern in Ihrem Elternhaus in München.

Eine meiner Schwestern sagte mir mal: »Du hast ja nichts mitbekommen, du warst ja noch so klein!« Aber ich habe die Stimmung zu Hause gespürt, und das ist sicher nicht spurlos an mir vorübergegangen.

Wie war die Atmosphäre nach der Rückkehr Ihre Mutter?

Geradezu depressiv. Die Konten der Familie waren gesperrt. Anfangs durfte meine Mutter wegen ihrer NS-Vergangenheit noch nicht wieder als Ärztin arbeiten. Und sie musste für acht Menschen sorgen. Der Großvater war schon leicht dement, die Großmutter hat kaum noch gesprochen. Die war immer nur in der Küche im Souterrain. Da kochte sie und hat versucht, den Haushalt zu schmeißen. Sie war ja auch schon über 70, und das war nicht einfach mit fünf Kindern zwischen vier und 13.

Wussten Sie, warum Ihre Mutter interniert gewesen war?

Nein.

Und wussten Sie, warum Ihr Vater nicht mehr da war?

Man hat in der Familie über den Selbstmord des Vaters nicht gesprochen. Das wurde totgeschwiegen. Als Kind bin ich oft eine steile Leiter rauf auf den Spitzboden, habe die Dachluke aufgemacht und mich aufs Dach gesetzt. Das war meine Möglichkeit, mich aus dem ganzen Familiären herauszukatapultieren. Da ging's mir gut. Ich habe mich auf die Bretter für die Kaminkehrer draufgesetzt und gedacht: Wenn ich ein Vogel wäre, würde ich davonfliegen.

Norditalien. Gertrud Haarer sitzt in ihrer großen Küche, an der Decke helle Balken, im offenen Kamin knistert ein Feuer. Vor rund 25 Jahren hat die 77-Jährige ihre Heimat München verlassen, seitdem lebt sie mit ihrem Lebensgefährten in einem alten, renovierten Landgut an einer Dorfstraße. Eigentlich trägt sie den Nachnamen ihres ersten Mannes, von dem sie schon seit Jahrzehnten geschieden ist. Sie möchte seinen Namen jedoch nicht »da« mit reinziehen, sagt sie. Mit »da« meint sie die Geschichte ihrer Familie und damit auch ihre eigene. Es ist eine Geschichte, über die sie, auch unter

www.reporter-forum.de

ihrem Mädchennamen, vor sieben Jahren ein nur wenig beachtetes Buch geschrieben hat.

Diese Geschichte beginnt mit ihrer Mutter: Johanna Haarer, geboren 1900, Lungenfachärztin, Nationalsozialistin, fünffache Mutter. 1934 veröffentlichte sie einen Ratgeber für junge Mütter: *Die deutsche Mutter und ihr erstes Kind*. Ein Buch, das ein Bestseller wurde und als Schlüsselwerk gilt, wenn man die Geschichte der Erziehung in Deutschland und ihre Besonderheiten verstehen will.

Haarer klärt darin über Schwangerschaft und Entbindung auf, beschreibt, wie man einen Säugling wickelt und ernährt. Und sie propagiert eine strenge Erziehung des Kindes von Anfang an. Mutter und Kind sollen direkt nach der Entbindung getrennt werden, das Kind wird der Mutter im Wochenbett »nur zum Stillen gereicht«. Nachts gelte: »Schreien lassen! Jeder Säugling soll von Anfang an nachts allein sein. (...) Nach wenigen Nächten (...) hat das Kind begriffen, daß ihm sein Schreien nichts nützt, und ist still.« Dies sei eine der »Kraftproben« zwischen Mutter und Kind im ersten Lebensjahr, »sie in der richtigen Weise zu bestehen, ist das Geheimnis aller Erziehung. (...) Auch das schreiende und widerstrebende Kind muß tun, was die Mutter für nötig hält, und wird, falls es sich weiterhin ungezogen aufführt, gewissermaßen ›kaltgestellt‹, in einem Raum verbracht, wo es allein sein kann und so lange nicht beachtet, bis es sein Verhalten ändert.« Mit ihrem Buch habe Haarer, so heute eine gängige Sichtweise vieler Autoren, den perfekten, gehorsamen, gefühllosen Menschen für das nationalsozialistische System erziehen wollen.

Johanna Haarer schrieb weitere Bücher (darunter ein nationalsozialistisches, zutiefst antisemitisches Kinderbuch), aber keines war so erfolgreich wie ihr erstes: Rund 600.000-mal verkaufte sich *Die deutsche Mutter und ihr erstes Kind* bis 1945, das Buch wurde zum Standardwerk in den »Mütterschulen« der Nazis, die bis 1945 geschätzt fünf Millionen Frauen besuchten.

Nach 1945 erschien ihr Buch bis 1987 unter dem Titel *Die Mutter und ihr erstes Kind* weiter, von nationalsozialistischer Rhetorik bereinigt und zunehmend milder in den Methoden. Es erreichte eine Gesamtauflage von mehr als 1,2 Millionen. 1988 starb Johanna Haarer. Sie hat nicht nur Gertrud Haarer und ihre vier älteren Geschwister erzogen, sondern auch die Erziehung von Millionen von Deutschen geprägt. Darum soll es am Küchentisch in Italien gehen: Wer war die Frau, die die Psyche eines ganzen Landes beeinflusst hat? Woher kam ihre Härte? Und wie war es, mit ihr aufzuwachsen?

Ihre Mutter beschreibt in »Die deutsche Mutter und ihr erstes Kind«, wie eine Mutter zu sein hat: streng, zuweilen hart, jederzeit Herrin über Haushalt und Kinder. Was für eine Mutter war sie selbst?

Mütterlich war sie nicht. Aber man konnte sich auf sie verlassen. Sie war groß, stattlich, hat Respekt eingeflößt. Sie war ganz anders als andere Mütter. Ich habe sie nie kochen, waschen oder bügeln sehen. Zu Hause war sie kaum, weil sie ab Ende der Vierzigerjahre als Lungenfachärztin in Gesundheitsämtern in Oberbayern unterwegs war. Unter der Woche haben wir eigentlich nur zusammen Abend gegessen.

www.reporter-forum.de

Dabei schreibt Ihre Mutter in »Die deutsche Mutter und ihr erstes Kind«: »Die Mutterschaft und die Aufzucht ihrer Kinder, dafür ist die Frau da.«

Aufzucht! Das ist ein Wort, das macht mich wahnsinnig. Hühner tut man aufziehen, aber doch nicht Kinder! Und was den Inhalt des Satzes angeht: Sie war keine Frau für einen Haushalt mit fünf Kindern. Sie hatte als junge Frau sehr dafür gekämpft, Medizin studieren zu können. Als Hausfrau wäre sie nie zufrieden gewesen.

Ihre Mutter musste ja nach dem Tod Ihres Vater berufstätig sein. Sie meinen, das war ihr ganz recht?

Ja. Zu meiner Einschulung zum Beispiel musste ich ganz allein gehen. Ich hatte auch keine Schultüte dabei. Alle anderen hatten Mütter und Schultüten. Aber man konnte sich ja nicht freinehmen nur wegen eines Kindes! Dass das Kind dann vielleicht unglücklich ist, spielte keine Rolle. Das fiel alles unter Verzärtelung.

Zärtlichkeit, schreibt Ihre Mutter, »kann verderblich sein und muß auf Dauer verweichlichen. Eine gewisse Sparsamkeit in diesen Dingen ist dem deutschen Menschen und dem deutschen Kinde sicherlich angemessener.« Können Sie sich an körperliche Zuwendung erinnern?

Nein. Nur einmal, so meine Erinnerung, hielt sie mich auf dem Arm. Das war im Krieg während der Evakuierung, ich muss so zwei Jahre alt gewesen sein. Unser Vater war mit den Eltern meiner Mutter in München geblieben, er war nicht eingezogen worden, weil er als Lungenfacharzt in Oberbayern die Lungenversorgung aufbaute. Wir Kinder waren mit der Mutter in Haag in Oberbayern in einem Gasthaus evakuiert. Als die Amerikaner anrückten, sollte meine Mutter mit ihnen reden, weil sie sehr gut Englisch sprach. Und da nahm sie mich auf den Arm, weil sie wusste, dass die Amerikaner kinderlieb sind.

Saßen Sie mal auf ihrem Schoß?

Das gab es nicht.

Hielt die Fremdheit an, die Sie empfunden hatten, als Ihre Mutter wiederkam?

Wir hatten irgendwie keinen Kontakt. Ich wäre niemals mit Sorgen zu ihr gegangen. Da bin ich immer zu meiner nächstälteren Schwester, das war meine Hauptbezugsperson. Nur wenn irgendwas Ernsteres passiert war, habe ich mich an die Mutter gewendet. Dann fragte ich sie: »Ich muss mit dir sprechen, wann hast du Zeit?« Und dann sagte sie: »Morgen Nachmittag um drei.«

Sie mussten sich anmelden?

Ja. Bis dahin hatte ich natürlich keine Ruhe. Dann erschien ich zum Termin in ihrem Arbeitszimmer. Sie saß hinter ihrem Schreibtisch, der war völlig überdimensioniert. Später habe ich ihn immer »Hitlerschreibtisch« genannt. Ich kannte von Fotos und

www.reporter-forum.de

Filmen diese Riesenräume, durch die man ewig gehen musste, und dann saß dieser Wicht von Hitler hinter einem Schreibtisch. Das war Einschüchterung, das gehörte zur Machterhaltung. Und dieses Gefühl hatte ich vor diesem Schreibtisch. Ich habe nie in meinem Leben jemanden erlebt, der hinter einem solchen Schreibtisch saß. Nur meine Mutter. Ich stand vor ihr wie vor einem Richter.

Nach welchen Prinzipien hat sie geurteilt?

Man musste Leistung bringen und sich anständig verhalten. Wir hatten zu parieren. Und wer nicht parierte, war ich. Ich hatte immer irgendwas ausgefressen, und ich war eine totale Schulversagerin. Dabei wusste ich, dass ich nicht blöd bin. Aber bei uns hieß es Leistung, Leistung, Leistung. Dieser Zwang hat mich abgeschreckt. Ich sehe das noch vor mir: Nachmittags hockten meine Geschwister auf ihren Zimmern und büffelten, und in mir hat das einen Widerstand ausgelöst.

Widerstand gegen das Lernen oder gegen Ihre Mutter?

Damit konnte ich die Mutter am meisten treffen. Das war es sicherlich. Die Mutter hat mir mit dem Internat gedroht. Das Kind will nicht, das Kind sträubt sich – anstatt zu fragen: Was ist mit dem Kind? Vielleicht wäre ein Schulwechsel gut? Es wurde kein Ausweg gesucht. In der sechsten Klasse bin ich sitzen geblieben, und dann sollte ich später noch mal durchfallen. Ich bin ohne mittlere Reife abgegangen. Das war natürlich unmöglich. Ich machte dann eine Buchhändlerlehre, das war wie eine Befreiung.

Wie hat Ihre Mutter gelobt?

Mich nie. Da war ja nichts zu loben. Aber auch bei meinen Geschwistern habe ich da nichts mitbekommen. Alles, was lobenswert war, wurde als selbstverständlich erachtet.

Gab es Momente, in denen Sie sich Ihrer Mutter näher gefühlt haben?

Wenn ich krank war. Ich hatte als Kind furchtbare Mittelohrentzündungen, immer wieder. Wenn die Mutter vom Dienst kam, hat sie mir warmes Öl ins Ohr geträufelt. Da ging es mir schlagartig besser. Ich fühlte mich sicher. Ich durfte in ihrem Arbeitszimmer auf dem Diwan liegen und schlafen, sie saß, wie immer, hinter ihrem Schreibtisch, war aber sehr zugewandt und fragte: »Trudchen, brauchst du noch was? Soll ich dir noch was holen?«

Haben Sie das genossen?

Sehr.

Sie sagen oft »die Mutter«, wenn Sie über Ihre Mutter reden. Haben Sie und Ihre Geschwister sie als Kinder auch schon so genannt?

Sie war immer »die Mutter«. Da war Abstand. Die Mutter war die oberste Instanz. Mama? Mutti? Ach, du lieber Gott, das war verpönt bei uns. Später, als sie alt war, habe

www.reporter-forum.de

ich aber oft Mütterchen zu ihr gesagt. Da war sie auch ein Mütterchen, gebeugt und hinfällig. Da hat sie mir leidgetan.

Die bekannteste Stelle aus »Die deutsche Mutter und ihr erstes Kind« lautet: »Versagt auch der Schnuller, dann, liebe Mutter, werde hart! Fange nur ja nicht an, das Kind aus dem Bett herauszunehmen, es zu tragen, zu wiegen, zu fahren oder es auf dem Schoß zu halten, es gar zu stillen. Das Kind begreift unglaublich rasch, daß es nur zu schreien braucht, um eine mitleidige Seele herbeizurufen (...). Nach kurzer Zeit fordert es diese Beschäftigung mit ihm als ein Recht, gibt keine Ruhe mehr, bis es wieder getragen, gewiegt oder gefahren wird – und der kleine, aber unerbittliche Haustyrann ist fertig!« Haben Sie sich gefragt, ob Ihre Mutter Sie selbst als Säugling auch so behandelt hat?

Ich gehe davon aus. Ich weiß, dass eine meiner Schwestern schwer getrotzt hat, und die Mutter hat rigoros versucht, sie zu erziehen. Meine Schwester ist dann trotzend im Bett stehen geblieben, bis sie eingeschlafen und umgefallen ist. Warum hat die Mutter sie nicht trösten können? Das habe ich nie verstanden. Sie wollte den Willen des Kindes brechen. Wenn ich daran denke, habe ich immer vor Augen, wie man einen biegsamen jungen Haselnussstecken auseinanderbricht, sodass die Enden in der Luft gesplittert sind. Zu was führt das denn?

Was glauben Sie?

Ich habe das Buch von Sigrid Chamberlain gelesen, die sich mit den Büchern meiner Mutter auseinandergesetzt hat ...

... es ist 1997 erschienen und heißt »Adolf Hitler, die deutsche Mutter und ihr erstes Kind«.

Sie beschreibt, wie wichtig gerade diese ganz frühkindliche Bindung ist. Wenn die zerstört wird, zerstört das natürlich auch in dem kleinen Menschen etwas. Und das trägt man unter Umständen sein ganzes Leben mit sich rum.

Chamberlain schreibt: »Etwas erstirbt in dem Säugling, und zwar nicht nur einzelne Fähigkeiten, sondern die Lebendigkeit überhaupt, es findet hier wahrscheinlich das früheste und wirkungsvollste Aberziehen von Gefühlen statt.« Das Kind lerne, »von klein auf sich betäuben zu müssen, eigene Gefühle und Empfindungen nicht wahrnehmen zu können«.

Das stimmt. Ich habe mir mal bei einem Fahrradausflug mit meiner Schwester bei einem Sturz den Arm gebrochen. Wir sind aber weiter in ein Wäldchen gefahren, haben den Tag dort verbracht, obwohl mein Arm dicker und dicker wurde, zurück konnte ich nur mit einer Hand fahren. Wir sind noch in der Leopoldstraße in eine Eisdiele gegangen. Der helle Wahnsinn. Aber typisch. Ich war sogar stolz darauf, dass ich die Schmerzen aushielt und hart im Nehmen war.

www.reporter-forum.de

Ihre Mutter empfahl, bei leichteren Stürzen ein Kind nicht sofort in den Arm zu nehmen: »Hascht es nach Mitleid, will es nicht aufstehen, so rufen wir seine Selbständigkeit förmlich an: ›So ein großes Kind steht doch allein auf!‹«

Einmal bin ich in unserem Garten schwer auf den Boden geklatscht. Ich bin auf allen vieren ins Wohnzimmer rein, schnappte nach Luft – und eine meiner Schwestern sah mich und fing an zu lachen. Statt dass sie mir aufhilft! Diese Lacherei war bei uns ganz typisch. Ich erinnere mich, dass eines Nachmittags meine Mutter nach Hause kam, der Bleischutz vom Röntgenapparat war ihr aufs Bein geknallt, und ihr Knie stand seltsam ab. Als sie in den Hausflur humpelte, fingen wir alle gleich an zu lachen. Das war so eine Übersprungsreaktion, unsere Art, uns abzureagieren. Wir hatten nicht gelernt, Anteilnahme zu zeigen.

Gab es überhaupt mal Tränen bei Ihnen zu Hause?

Daran kann ich mich nicht erinnern. Nur einmal habe ich die Mutter weinen sehen. Im Wohnzimmer stand ein Sekretär, und als Kind fand ich in einem Geheimfach einen Brief auf Luftpostpapier. Als ich ihn meiner Mutter zeigte, ist sie in Tränen ausgebrochen. Das hat mich wahnsinnig erschreckt. Sie sagte mir dann, dass es ein Brief unseres toten Vaters sei, den er ihr ins Lager geschickt habe.

Wissen Sie, was darin stand?

Nach Ihrem Tod habe ich ihn wiedergefunden im Aktenschrank der Mutter. Ein Satz hat sich mir eingeprägt. Er schreibt: »Es ist merkwürdig, wie kühl die Kinder deine Abwesenheit hinnehmen.«

Viele Autoren, die sich mit den Büchern Ihrer Mutter befassen, schreiben sinngemäß, das Ziel Ihrer Mutter sei gewesen, eine bindungsgestörte Jugend heranzuziehen, deren innere Leere durch Ideologie und Gruppenzugehörigkeit gefüllt werden kann. Mit anderen Worten: den perfekten Menschen für ein totalitäres Regime wie den Nationalsozialismus zu schaffen.

Das ist jedenfalls bis zu einem gewissen Grad die Folge der Bücher meiner Mutter und dieser Art von Erziehung. Das will ich gar nicht abstreiten. Aber dass sie das so dezidiert im Hinblick auf eine willenlose Anhängerschaft entworfen und geschrieben hat, dazu fehlten ihr meiner Ansicht nach die psychologischen Kenntnisse.

Der Name Johanna Haarer steht bis heute für eine Erziehung, die nationalsozialistischen Idealen entsprang. Haarers harsche Grundsätze waren 1934 allerdings nicht neu und weder auf den Nationalsozialismus noch auf Deutschland eingrenzbar, so die Historikerin Miriam Gebhardt, die in ihrem Buch *Die Angst vor dem kindlichen Tyrannen* die Geschichte der Erziehung im 20. Jahrhundert erforscht hat. Standardwerke in der Weimarer Republik propagierten ähnlich rigide Methoden. Auch in anderen Ländern empfahlen Experten damals eine strenge, kontaktarme Erziehung vom ersten Lebenstag an, so wie der Amerikaner John B. Watson, Gründer des Behaviourismus, der empfahl, Kinder nicht auf den Schoß zu nehmen oder zu küssen.

www.reporter-forum.de

Und doch gibt es eine deutsche Besonderheit: In der Nazi-Zeit blieben diese Konzepte kein Expertendiskurs, sondern gelangten an die Basis, zu den Eltern. Vor allem durch Johanna Haarers Bücher. Sie waren so ungeheuer populär, weil in ihnen eine Mutter zu Müttern sprach. Weil in Deutschland die Mütter womöglich empfänglicher waren für Haarers autoritäre Bestimmtheit. Weil ihre Grundsätze so perfekt zur Nazi-Ideologie passten, die ihre Jugend hart wie Kruppstahl wünschte, und weil die Nazis ihre Bücher in den Mütterschulen zum Standardwerk machten

Gertrud Haarers Kindheit war weder außergewöhnlich grausam noch außergewöhnlich liebevoll. Vielleicht ist gerade diese Erkenntnis so erschreckend: dass eine solche Kindheit, mit einem abwesenden Vater, einer harten Mutter, einer Erziehung ohne Zärtlichkeit, normal war. Und auch als die Nazi-Zeit vergangen war, wirkte diese Erziehung fort. Haarers Buch erschien schon 1949 in einer neuen Auflage. Mütter gaben das, was sie gelernt hatten, an ihre Töchter weiter. Kinderschwestern, die während des Nationalsozialismus ausgebildet wurden, waren noch lange im Dienst. Mittlerweile werden die Folgen dieser Erziehung erkundet: In Selbsthilfegruppen, Symposien und Büchern suchen die Kriegskinder und Kriegsenkel danach, wie die Vergangenheit in ihrer Psyche fortwirkt.

Seit einigen Jahren finden Kriegskinder in ihrer Familienvergangenheit Gründe für psychische Probleme und Muster, die sich vererbt haben. Dabei geht es nicht nur um Kriegstraumata, sondern auch um die Beziehung von Eltern und Kindern. Beziehungen, die vermutlich auch von den Grundsätzen geprägt wurden, die Ihre Mutter verbreitete.

Ich denke schon, dass meine Mutter viele Eltern beeinflusst hat. In den Mütterschulen wurde das den Frauen ja eingetrichtert. Das finde ich ganz schrecklich. Ich hoffe immer, dass bei vielen der gesunde Menschenverstand dazu geführt hat, vieles nicht zu befolgen.

Woher, glauben Sie, kam die Härte Ihrer Mutter?

Ich denke, von ihrer Mutter. Sie war enorm streng und unnachsichtig. Ich kann sie mir nicht als liebevoll vorstellen.

Ihre Großmutter hat Ihre Mutter auch als erwachsene Frau noch »Kind« genannt.

Meine Mutter hat immer danach getrachtet, Respekt von ihr zu bekommen. Aber sie blieb für sie das Kind.

In Ihrem eigenen Buch, das Sie »Die deutsche Mutter und ihr letztes Kind« genannt haben, haben Sie auch die autobiografischen Notizen veröffentlicht, die Ihre Mutter in den Jahren vor ihrem Tod verfasst hatte. Dort schreibt Ihre Mutter, dass sie als Kind durch Liebesentzug bestraft wurde. Sie fand das furchtbar: »abgeschnitten von der eigenen Mutter, nichts konnte mich darüber hinwegtrösten«. Trotzdem empfahl sie in ihren Büchern: »Die unerschütterliche

www.reporter-forum.de

Liebe der Mutter sollte dem Kind nicht zu deutlich gezeigt werden, sondern man soll ihm vorübergehend das Wohlwollen entziehen, das bedeutet in vielen Fällen schon Strafe genug, das Kind sucht nach Versöhnung.« Warum gab Ihre Mutter weiter, worunter sie selbst gelitten hatte?

Das ist für mich das Erstaunliche. Söhne werden von ihrem Vater geschlagen und schlagen später selber. Das begreife ich nicht.

Sie haben selbst keine Kinder. Haben Sie Angst gehabt, die Erziehung Ihrer Mutter zu wiederholen?

Ja, das steckt ja in einem. Ich wusste nicht, wie das geht, eine vernünftige, liebevolle, nachsichtige Erziehung. Es ist doch merkwürdig, dass von uns fünf Kindern nur zwei selbst Kinder bekommen haben.

Wie sah die Kindheit Ihrer Mutter aus?

Sie ist in Bodenbach aufgewachsen, einer tschechischen Kleinstadt an der Elbe, die damals zu Österreich-Ungarn gehörte. Meine Großmutter war Tschechin, ein uneheliches Kind, das war damals eine unglaubliche Schande. Die Mutter meiner Großmutter war von ihrem Vater halb totgeschlagen worden, als der von der Schwangerschaft erfuhr.

Was wissen Sie über Ihren Großvater?

Seine Eltern starben, als er zehn Jahre alt war. Er musste das Gymnasium verlassen, wurde von seiner Schwester getrennt. In seiner Lehre musste er schwer tragen und bekam einen Buckel. Er und meine Großmutter haben sich geradezu gesucht, gefunden und geheiratet. Sie führten gemeinsam einen Schreibwarenladen. Aufgrund seiner Behinderung und schlechten Ausbildung hat sich mein Großvater als Underdog gefühlt, einen starken Antisemitismus entwickelt und sich in den Alkohol geflüchtet.

Hatte Ihre Mutter Geschwister?

Einen zwei Jahre älteren Bruder. Er starb an Hirnhautentzündung, als meine Mutter acht Jahre alt war. Sie schreibt darüber nur wenig und leidenschaftslos. Ich habe das Gefühl, das war keine enge geschwisterliche Bindung. Sein Tod hat wohl aber in ihr den Wunsch aufkommen lassen, Medizin zu studieren.

Sein Tod muss doch furchtbar für sie gewesen sein?

Eigentlich ja, aber sie schreibt darüber ganz kühl.

Ihre Mutter beschreibt in ihren autobiografischen Notizen, wie sie mit acht Jahren ihren Vater in Kneipen suchen musste, »mit meinem schwankenden, nach Bier riechendem Vater an der Hand ging ich durch die Bodenbacher Straßen und schämte mich grenzenlos«.

www.reporter-forum.de

Trotzdem hat meine Mutter ihn sehr geliebt. Er hat sie verstanden und gefördert. Als sie sagte, sie wolle studieren, war meine Großmutter strikt dagegen. Er hat sie unterstützt.

Ihre Mutter besuchte dann mit 16 in Deutschland ein Internat, um Abitur zu machen.

Das war 1916, mitten im Krieg, und sie bekam kein Visum für Deutschland. Sie hat sich dann tagelang in der Deutschen Botschaft in Prag auf den Gang gesetzt, bis der Botschafter gefragt hat, was sie denn da wolle. So hat sie dann doch das Visum gekriegt. Wenn sie sich etwas in den Kopf gesetzt hatte, hat sie das durchgedrückt.

Auf dem Internat in Thüringen war sie das einzige Mädchen unter 90 Jungen. Wie kam es dazu?

Der Großvater hatte eine deutschnationale Schule für sie gesucht und ein reformpädagogisches Landerziehungsheim gefunden, das keine Juden aufnahm. Es war aber eine reine Jungenschule. Der Direktor hat sich die Mutter angeschaut und gesagt: Das probieren wir.

Ihre Mutter schreibt: »Ich war entschlossen, mich von dieser geballten Männlichkeit nicht unterkriegen zu lassen.« Geholfen habe ihr, dass sie »absolut furchtlos« gewesen sei.

Das stimmt. Das war sie auch.

Sie musste unter anderem sechs Jahre Mathematik nachholen, stand um vier Uhr morgens auf und lernte.

Das blieb so, auch später, wenn sie Bücher schrieb. Ich höre die Schreibmaschine noch klappern. Sie brauchte nicht viel Schlaf. Kalt duschen und los. Das war ihr innerer Motor. Sie hatte viel Ehrgeiz. Und sie hat das Abitur dort geschafft.

Im Medizinstudium in München lernte Ihre Mutter ihren ersten Mann kennen.

Das war eine sehr große Liebe. Aber er hat sie nach Strich und Faden betrogen. Als eine seiner Freundinnen schwanger wurde, brach für meine Mutter eine Welt zusammen. Sie ließ sich scheiden, fühlte sich weggeworfen, geradezu vernichtet.

1932 heiratet sie zum zweiten Mal, einen Kollegen aus dem Krankenhaus, den Lungenfacharzt Otto Haarer. War auch das eine Liebesheirat?

Für ihn war es schon die große Liebe, denke ich. Für sie war es eher ein willkommener Anker.

1933 wurden die beiden ersten Kinder geboren, Zwillinge. »Beruf und Ehe und Kinder, wie ich doch hoffte, waren damals üblicherweise nicht zu vereinbaren«,

www.reporter-forum.de

schreibt Ihre Mutter. Sie musste ihre Stellung als Ärztin aufgeben und wurde Hausfrau. Hat Sie auch aus dieser Enttäuschung heraus angefangen, Bücher zu schreiben?

Ganz sicher war das ein Grund. Nur Hausfrau zu sein passte nicht zu ihr. Sie hat mir einmal erzählt, dass sie während ihrer ersten Schwangerschaft keinen Ratgeber gefunden hatte, der ihre Fragen beantwortete. Also bot sie dem *Völkischen Beobachter* eine Kolumne zur Säuglingspflege an. Die war dann so erfolgreich, dass daraus das erste Buch wurde.

Wie sah das Leben Ihrer Eltern in den Dreißigerjahren aus?

Nach der Geburt der Zwillinge sind die Eltern in das große Haus mit Garten in der Kaiserstraße in Schwabing gezogen, in dem ich später aufgewachsen bin. Mein Vater hat als Oberarzt gut verdient, dazu kam das Geld von den Büchern meiner Mutter. Mein Vater hatte wohl einen Hang zum Luxus. Er hat Meissener Porzellan gekauft, was täglich benutzt wurde. Er hatte ein Pferd, ist im Englischen Garten ausgeritten, fuhr einen Mercedes. Er hat das Geld mit vollen Händen ausgegeben, meine Mutter musste ihn immer bremsen.

Haben Sie selbst Erinnerungen an Ihren Vater?

Nur eine. Da sehe ich mich auf seinen Schultern durch den Garten reiten. Aber ich weiß nicht, ob mir das nur erzählt wurde. Ich würde gern mehr über ihn wissen. Meine Mutter hat immer nur gesagt: Er war ein sehr weicher Mann. Ich denke, diese Einschätzung kommt von seinem Ende.

Wann haben Ihre Eltern sich zum letzten Mal gesehen?

Meine Mutter schreibt, dass er Ende Dezember 1945 im Wald vor dem Zaun des Lagers stand, in dem sie interniert war. Reden konnten sie nicht miteinander. Er habe geweint. Uns wurde immer suggeriert, dass er ein schwacher Mann war. Ja, soll der in der Situation etwa nicht weinen? Solche Dinge haben mich später sehr wütend gemacht. Sie war inhaftiert, keiner hat gewusst, ob sie wiederkommt. Und er allein mit den fünf Kindern und den Großeltern. Das hat er nicht gepackt. Wenn man in einer tiefen Depression ist, kann man keinerlei Initiative ergreifen, das kenne ich gut.

Vor Ostern 1946 verschwand Ihr Vater.

Er ist wohl tagelang durch die Gegend geirrt, und dann hat er sich in die Isar gestürzt, von der Brücke in Hohenschäftlarn, in der Nähe des Krankenhauses Harlaching, in dem meine Eltern sich kennengelernt haben. Er ist im Isarbett gefunden worden, einige Tage nach seinem Verschwinden.

Wissen Sie noch, wie Sie von seinem Tod erfahren haben?

www.reporter-forum.de

Nein. Zur Beerdigung wurde ich nicht mitgenommen, ich war zu klein. Ich dachte lange, er sei im Krieg gefallen oder krank gewesen. Es gab ja viele, die vaterlos aufwuchsen damals. Ich kann mich nicht an einen Moment erinnern, in dem ich es erfahren hätte. Das ging irgendwie fließend.

Haben Sie mit Ihren Geschwistern darüber gesprochen?

Ich habe nicht danach gefragt, weil ich gespürt habe, dass das ein wunder Punkt ist. Ich erinnere mich nur, dass mein Bruder mir erzählt hat, dass er in den Tagen, als mein Vater vermisst war, unsere Straße runterrannte und vor unserem Haus eine Funkstreife stehen sah. Die brachte die nasse Aktentasche meines Vaters. Da war er 13.

Waren Sie jemals wütend auf Ihren Vater, dass er Sie und Ihre Geschwister alleingelassen hat?

Niemals. Er hat mein tiefstes Mitgefühl. Er hat sicher nicht gern seine Kinder im Stich gelassen. Er konnte nicht mehr. Und dass er von der Brücke springt – als Arzt hätte er sich doch irgendwas spritzen oder Tabletten nehmen können. Wie verzweifelt muss man sein, dass man so was macht?

Im Wohnzimmer Ihrer Eltern hing ein Gemälde von Hitler, am »besten Platz«, wie Ihre Mutter schreibt. Nach Kriegsende verbrannte Ihr Vater es, ebenso eine Ausgabe von »Mein Kampf«, weil er Angst davor hatte, verhaftet zu werden.

Meine Großmutter erzählte, dass er jedes Mal, wenn es klingelte, hochgeschreckt ist, weil er dachte: Jetzt holen sie mich auch. Sie fand es wohl feige, dass ein Mann sich so fürchtete.

Über das Verbrennen des Bilds schreibt Ihre Mutter in einer der wenigen Äußerungen über Ihren Vater: »Ich fand es verächtlich und lächerlich, seine Gesinnung zu verleugnen.«

Das ist ungeheuerlich. Seine Ängste waren ja wohl berechtigt. Ich glaube, meine Mutter hat seinen Selbstmord als Verrat empfunden. An ihr und an uns Kindern. Sie hat es nie gesagt. Aber das glaube ich.

Die autobiografischen Notizen Ihrer Mutter enden mit der Heirat 1932. Außerdem schrieb sie einen Bericht über die Monate ihrer Internierung, der 1945 beginnt. Über die zwölf Jahre Nationalsozialismus, die Zeit ihres großen Erfolgs, schreibt sie nichts.

Merkwürdig, nicht? Über diese Zeit verliert sie kein Wort. Der Sache kann sie sich nicht stellen.

Johanna Haarer war überzeugte Nationalsozialistin. Von 1936 bis 1938 war sie, deren Mutter Tschechin war, Rassenpolitische Beauftragte der NS-Frauenschaft in München, ab 1937 Mitglied in der NSDAP. Im Vorwort zur Ausgabe von 1940 ihres

www.reporter-forum.de

Erziehungsratgebers schreibt sie unter dem Titel »An die deutsche Frau!«: »Wir erleben heute einen groß angelegten Feldzug unserer Staatsführung mit, in dem das gesunde Erbgut und das rassisch wertvolle zäh verteidigt werden gegen alles Krankhafte und Niedergehende ...«, sie lobt ausdrücklich die rassistischen und antisemitischen Nürnberger Gesetze, plädiert für die Vier-Kinder-Ehe, um der »riesenhaften Gefahr des Volkstods« entgegenzuwirken. Stillen hält sie für eine »rassische Pflicht«.

Nach dem großen Erfolg ihres ersten Buchs schreibt sie weitere Ratgeber, 1939 schließlich ein Vorlesebuch für Kinder, es heißt *Mutter, erzähl von Adolf Hitler*. Darin erzählt eine Mutter ihren kleinen Kindern die Aufstiegsgeschichte der Nationalsozialisten. Ein Buch, das Adolf Hitler verherrlicht, den Märtyrertod für das Vaterland idealisiert und vor allem zutiefst antisemitisch ist. Juden »schleichen wie Katzen, sodass die Hunde anschlagen«, »der Jude« soll fortgejagt werden, »er ist uns fremd. Er geht uns nichts an und hat uns immer nur schaden wollen.« »Gott«, so endet das Buch, »hat uns einen Führer geschickt, wie die Welt ihn noch nicht gesehen hat. Ihm wollen wir glauben, ihm vertrauen, ihm folgen, wohin er uns führt, jetzt und immerdar.«

Wann sind Sie zum ersten Mal mit der nationalsozialistischen Vergangenheit Ihrer Mutter konfrontiert worden?

In der Oberschule, da war ich ungefähr 14 Jahre alt. Da hat ein Lehrer sinngemäß gesagt, ich mit meiner Mutter solle mal ganz still sein, was die alles verbrochen habe. Ich wusste gar nicht, wovon der spricht.

Haben Sie daraufhin mit Ihrer Mutter geredet?

Nein. Sie hat zwar nie einen Hehl daraus gemacht, dass sie Nationalsozialistin gewesen ist. Aber was das bedeutete, das wusste ich nicht. Erst in der Oberschule haben wir Filme über Auschwitz gesehen. Danach war ich fertig. Aber mir war klar, dass ich darüber zu Hause nicht sprechen kann.

Sie ahnten, dass das Schweigen zu Hause etwas damit zu tun haben musste?

Ja, ich wusste instinktiv, das geht nicht.

Der Inhalt der Bücher Ihrer Mutter war nie Thema gewesen?

Nein. Wenn eine neue Auflage von *Die Mutter und ihr erstes Kind* rauskam, wurde das zwar immer ein bissl gefeiert. Welche Auswirkungen das Buch gehabt hatte, wurde mir aber erst später klar, als ich als Buchhändlerin gearbeitet habe. Da konnte ich Auflagenhöhen einordnen und verstand, was das für ein Riesenerfolg war.

Haben Sie in Ihrem Laden das Buch Ihrer Mutter verkauft?

Nein, ich habe es nicht im Sortiment gehabt. Und meine Mutter wusste, dass ich nichts damit zu tun haben wollte.

www.reporter-forum.de

Viele Kinder Ihrer Generation haben die Auseinandersetzung mit der Rolle ihrer Eltern in der Nazi-Zeit gemieden, weil sie ihre Eltern unbewusst schützen wollten. Sie auch?

Das war sicher mit ein Grund. Aber sie war für mich auch einfach zu sehr Respektsperson. Ich habe mich das nicht getraut. Noch als junge Frau bin ich, wenn man meine Mutter angegriffen hat, sogar sofort auf die Barrikaden, ich habe sie verteidigt bis aufs Messer. Das war ganz merkwürdig. Ich konnte das einfach nicht ertragen.

Wie erklären Sie sich das heute?

Sie war trotz allem mein Anker. Meine oberste Instanz.

Als Kind ist das nachvollziehbar. Aber als erwachsene Frau?

Damals hatte ich mich noch nicht richtig mit ihren Büchern beschäftigt. Das alles war in der hintersten Schublade in meinem Kopf. Weil ich es nicht sehen wollte. Ich wollte eine unantastbare Mutter. Und zugleich wusste ich, dass das nicht geht. Später allerdings hatte ich schwere Auseinandersetzungen mit ihr.

Wie liefen die ab?

Sie hat alle Kräfte mobilisiert, um sich zu verteidigen. Einmal, da war sie schon sehr alt, ging es um eine meiner Schwestern, die schwer krank war. Da habe ich die Mutter gefragt: Was hättest du denn gemacht, wenn deine eigene Tochter »lebensunwertes« Leben gewesen wäre? Da ging es natürlich los. Das sei doch etwas ganz anderes! Und ich: Das ist überhaupt nix anderes! Ich sagte ihr, dass ich nicht verstehen könne, wie man heute, wo man das Ausmaß der Nazi-Verbrechen kennt, die damalige Zeit noch verteidigen könne. Da hat sie sich das Hörgerät aus dem Ohr gerissen und geschrien: »Dann war mein ganzes Leben umsonst!« Und ist in Tränen ausgebrochen und ins Bett gegangen. Ich bin ihr nicht nach. Das konnte ich nicht.

Was meinte sie mit »Dann ist mein ganzes Leben umsonst«? Hatte sie das Gefühl, dass sie, wenn sie die Bücher im Nachhinein entwertet, ihr ganzes Leben entwertet?

Das war die große Krux, meiner Meinung nach: Dass sie den großen Fehler ihres Lebens nicht zugeben konnte. Schon gar nicht vor uns Kindern, weil sie sich vor einer Verurteilung fürchtete. Und ich habe sie ja auch verurteilt.

Trotz solcher Auseinandersetzungen mit Ihrer Mutter haben Sie sie bis zu ihrem Tod 1988 gepflegt.

Unser Verhältnis hat sich völlig umgedreht. Ich war diejenige, die gesagt hat, wo es langgeht. Sie hat mir sogar eine Bankvollmacht gegeben, das hat mich sehr gerührt. Plötzlich vertraute sie mir, obwohl ich immer die doofe Kleine war. Meine

www.reporter-forum.de

Buchhandlung war pleitegegangen, ich hatte mich zur Altenpflegerin umschulen lassen, auch mit dem Hintergedanken, dass das mit der Pflege an mir hängen bleiben würde.

Haben Sie diese Zeit mit ihr als schön empfunden?

Ja, absolut. Ich konnte sie auch trösten. Sie hat im Alter unter Angstzuständen gelitten, die ich erst gar nicht einordnen konnte.

Wovor hatte sie Angst?

Ich glaube, da kam ihr ganzes vergangenes Leben auf sie zu, wie eine Walze, die sie niederwalzt. Ihre unbewältigte Vergangenheit.

Das Gefühl, sich schuldig gemacht zu haben?

Ja, sicher. Der Tod meines Vaters. Und dass sie durch das »Dritte Reich« zu Ruhm gekommen ist. Heute würde ich sagen: Eine Psychotherapie hätte ihr vielleicht genützt. Sie stand ja auch ihr ganzes Leben unter Druck. Das hält man nicht aus ohne therapeutische Hilfe. Sie hat sich nicht anlehnen können.

Hätte sie das denn gewollt?

Ich glaube, sie wusste gar nicht, wie das geht. Sie hat ihre Ängste mit Alkohol und Tabletten bekämpft.

Obwohl sie als Kind so darunter gelitten hatte, dass ihr eigener Vater trank?

Das fing noch in ihrer Dienstzeit an. Da hatte sie meiner Ansicht nach schon schwere Schübe von Depression. Aber sie wusste, sie muss funktionieren. Es wurden ganze Kartons von Underberg gekauft, den hat sie unterwegs im Auto getrunken. Ich habe sie nicht betrunken erlebt. Aber sie hat immer den Spiegel gehalten. Gern auch mit Cognac.

Wann haben Sie gemerkt, dass sie Alkoholikerin ist?

Sie lag mit einer kaputten Hüfte im Krankenhaus und bat mich, ihr eine Flasche Cognac zu bringen. Ich war das so gewöhnt mit dem Cognac, ich hab gar nicht nachgedacht. Eines Morgens ist sie durch die Kombination von Schlaftabletten und Cognac fast nicht mehr wach geworden. Da hab ich kapiert, was los ist. Ich weiß ja selbst: Wenn man Alkohol trinkt, wird es leichter. Die Panikattacken, die Angstzustände. Und so war es bei ihr. Wir hatten zu Hause von ihrem Zimmer eine Klingel raufgelegt ins Obergeschoss, wo ich mit meinem Partner wohnte. Drei-, viermal pro Nacht hat sie mich runtergeklingelt. Da konnte sie die Angst nicht überspielen. Ihr Gesicht schien flach, wie gekalkt, die Falten traten stark hervor, ihr Blick war wie erloschen. Ich nannte das ihr Angstgesicht. Ich hatte das Gefühl, ich stehe vor einem hilflosen Kind.

www.reporter-forum.de

Wenn man eine Parallele zu den Büchern Ihrer Mutter ziehen will: Sie haben sie nicht schreien lassen, so wie sie selbst es für Säuglinge empfohlen hatte ...

Nein. Ich habe sie in den Arm genommen.

Waren Sie bei ihr, als sie starb?

Ja. Sie hatte keine Angst vor dem Tod, das hat mich sehr erleichtert. Und dann sind wir halt dagesessen. Ich habe ihre Hand gehalten und gespürt, dass sie froh war, dass ich da war. Ich war in dieser letzten Zeit so vertraut mit ihr wie mein ganzes Leben eigentlich nicht.

Nach dem Tod Ihrer Mutter haben Sie begonnen, sich mit ihren Werken auseinanderzusetzen. Was gab den Anstoß?

Im Frühjahr 1989, ein Jahr nach ihrem Tod, brachte mir mein Lebensgefährte die Süddeutsche Zeitung und sagte: »Reg dich nicht auf, da ist ein Artikel über deine Mutter drin.« In dem Artikel setzte sich die Therapeutin Ute Benz mit den Büchern meiner Mutter kritisch auseinander. Ich hatte bis dahin auf Anwürfe immer heftig reagiert, aber der Text war sehr objektiv. Das war wie ein Hebel, der umgelegt wurde. Dann war Schluss mit dem Versteckspiel. Ich bin lange um den großen Aktenschrank meiner Mutter herumgeschlichen, ein scheußliches Teil, ich habe es immer gehasst. Und dann habe ich ihn irgendwann geöffnet.

Was haben Sie gefunden?

Manuskripte, ihre autobiografischen Notizen, Briefe, Dokumente. Und drei verschnürte Päckchen. Auf denen stand: »Nach meinem Tode ungeöffnet vernichten.« Aus Interviews und Büchern weiß ich, dass viele Kinder von Nazis in Schränken oder Truhen Päckchen oder Schachteln gefunden haben, wo so etwas draufstand. Bei fast jedem! Ja warum haben die es denn nicht gleich selbst weggeschmissen? Statt ihren Kindern so eine Last zu hinterlassen!

Was war in den Päckchen?

Ich habe nur eines geöffnet. Darin war eine Ausgabe von *Mutter, erzähl von Adolf Hitler*. Ich wusste nichts von diesem Buch, das hat sie uns total verschwiegen. Ich kann es bis heute nicht ganz lesen. Ihre Darstellung der Juden ist derart widerwärtig.

In einem Brief an die Spruchkammer zur Entnazifizierung rechtfertigt Ihre Mutter sich, sie habe dieses Buch vor allem aus wirtschaftlichen Gründen geschrieben und sei persönlich nicht antisemitisch gewesen: »Ich musste die Juden freilich behandeln, sonst wäre es nicht genehmigt worden.«

Die arme Frau, sie hat aus monetären Gründen schreiben und die Judenfrage behandeln müssen! Eine klägliche Entschuldigung. Niemand hat sie dazu gezwungen, dieses Buch zu schreiben.

www.reporter-forum.de

Frau Haarer, welche Folgen hat das jahrzehntelange Schweigen für Ihre Familie gehabt?

Es hat uns alle getroffen, mehr oder weniger massiv. Das Schweigen, die Erziehung, der Tod des Vaters, das alles zusammen. Bei mir fing es mit ungefähr 50 an, da war die Mutter schon tot. Als ich unser Haus verkauft habe, bin ich vollkommen untergegangen.

Wieso war der Hausverkauf der Auslöser?

Nach dem Tod der Mutter hatte ich die oberen Stockwerke an Freunde vermietet. Und ich bin nachts unten im Erdgeschoss im Bett gelegen, und auf mir hockte dieses Haus. Ich dachte: Ich muss raus hier! Für mich stand das Haus für die Familie Haarer. Es hat mich einfach an alles erinnert. Also habe ich es verkauft, und dann wurde es richtig furchtbar. Das war wie eine Entwurzelung. Ich habe mit meinem Lebensgefährten in einem Vorort gewohnt und konnte nichts tun. Nicht lesen, nicht Auto fahren, nicht kochen. Ich habe im Zimmer gesessen und nichts getan.

Ihre alten Wurzeln waren gekappt, und die neuen mussten sich erst bilden: Wer bin ich ohne die Haarers?

Ja. Die Depression hat mich mit Wucht heimgesucht. Ich ging zum Psychiater, bekam Tabletten, bin langsam wieder aufgetaucht. Als ich meine Kräfte wieder gespürt habe, habe ich sofort gesagt: Wir hauen jetzt ab. Dann sind wir hierher, nach Italien.

Wann haben Sie Ihre Depression mit Ihrer Familiengeschichte in Verbindung gebracht?

Erst in der Therapie. Zum Beispiel dass ich immer versucht habe, perfekt zu funktionieren. Wie bei meiner Ehe. Als ich 20 war, machte ich ein Praktikum in London. Eines Tages bekam ich einen Brief von meiner Mutter, in dem stand: »Ihr heiratet im August.« Mein Verlobter und sie müssen gemerkt haben, wie glücklich ich in London war, und sie hatten wohl Angst, dass ich dort bleibe.

Und Sie haben sich gefügt.

Ja, freilich.

Sigrid Chamberlain schreibt, dass Kinder, die so erzogen wurden wie Sie, auch als Erwachsene nicht »ich« sagen können. Hatten Sie nicht gelernt, Ihre eigenen Bedürfnisse wahrzunehmen?

Es wurde ja nicht thematisiert: Was willst du eigentlich, was stellst du dir im Leben vor? Ich bin erst sukzessive aufgewacht. Habe mich gefragt: Wo bin eigentlich ich? Und dann dieser irrsinnige Stolz, sich von niemandem etwas sagen zu lassen – diesen Panzer habe ich mühsam abgelegt. Ich musste lernen, auszusprechen, dass es mir schlecht geht. Ich habe das eigentlich erst durch meinen jetzigen Lebensgefährten gelernt. Er ist ein warmherziger Mensch mit einem seismografischen Gespür für Stimmungen.

www.reporter-forum.de

Warum haben Sie ein Buch über Ihre Mutter geschrieben?

Mir war es wichtig, die Bücher meiner Mutter nicht einfach so stehen zu lassen, ohne Kommentar. Und ich wollte es mir von der Seele schreiben. Ich bin dadurch freier geworden.

Reden Sie heute mit Ihren Geschwistern über Ihre Mutter?

Ich habe keinen Kontakt mehr zu ihnen. Ich glaube, die Beerdigung meiner Mutter war das letzte Mal, dass wir alle zusammen waren. Ich kenne keine innige geschwisterliche Beziehung außer zu meiner nächstälteren Schwester, die vor einigen Jahren gestorben ist. Wir waren immer mehr oder weniger Einzelkämpfer. Beistand untereinander habe ich nicht erlebt. Unter uns gab es keine feste Bindung.

Gibt es etwas, das Sie Ihrer Mutter gern sagen würden?

Meine Mutter hat Italien sehr geliebt, das Meer, den Kaffee, den Rotwein. Ich habe ihr oft gesagt, sie soll sich hier ein kleines Haus kaufen. Aber allein wollte sie das nicht. Ich würde ihr sagen: Ich bin jetzt hier und habe das alles. Wenigstens ich habe es geschafft.

Glücklich zu sein?

In Anführungszeichen.

Wie würden Sie es denn nennen?

Ich bin mit einem blauen Auge davongekommen. Ich habe meinen Frieden gemacht.

Haben Sie Ihre Mutter geliebt?

Ja. Doch. Doch, doch.

www.reporter-forum.de

Ja! Jaa! Jaaa!

Vier Männer zwischen 85 und 89. Ein Traum: Sie wollen nicht nur bei den Leichtathletik-Europameisterschaften der Senioren starten. Sie wollen auch einen Weltrekord holen. Eine Geschichte vom Altwerden und Jungbleiben

Von Nicola Meier, DIE ZEIT, 26.09.2019

Edi läuft in der Staffel als Erster, hoffentlich verpasst er nicht das Kommando *On your marks!*, »Auf die Plätze!«, er hört nicht mehr so gut.

Herbert läuft als Zweiter, wofür eigentlich Fred vorgesehen war. Der aber traut sich nicht, weil er dann den Staffelstab nicht nur annehmen, sondern auch an den dritten Läufer weitergeben müsste. Freds rechte Hand ist seit einem Unfall steif, und mit der linken fühlt er sich unsicher. Herbert mag die Wechsel auch nicht, weil er auf einem Auge nicht mehr viel sieht, aber gut, Fred zuliebe.

Armin läuft als Dritter und hatte vorgestern das erste Mal in seinem Leben einen Staffelstab in der Hand.

Fred läuft also als Vierter und Letzter, er muss, wenn er den Stab übernommen hat, nur noch rennen, so schnell er kann. Aber er hasst die 400 Meter. Eine ganze Stadionrunde, die härteste Sprintstrecke, bei der die Läufer im Ziel oft auf der Bahn liegen, pumpend, keuchend, manchmal weinend. Junge Läufer.

Caorle in Italien, nicht weit von Venedig, der Abschlusstag der Leichtathletik-Europameisterschaften der Senioren. Senioren, das bedeutet im internationalen Sport: ab 35. Die vier Männer aber, die sich nun für die 4-mal-400-Meter-Staffel bereit machen, sind nicht 35. Sie sind auch keine Mittfünfziger, die es noch mal wissen wollen. Sie sind Männer, die den Zweiten Weltkrieg erlebt haben.

Es treten an:

Edi, Startnummer 1744, 87 Jahre.

Herbert, Startnummer 2012, 89 Jahre.

Armin, Startnummer 2223, 85 Jahre.

Fred, Startnummer 1882, 85 Jahre.

www.reporter-forum.de

Sie wollen nicht nur Gold holen. Sie wollen den Weltrekord der sogenannten M85 brechen, was bedeutet: in der Gruppe der 85- bis 89-jährigen Männer. Im Seniorensport werden die Sportler in Fünfjahres-Altersgruppen zusammengefasst.

Herbert hat die Staffel aufgestellt. Mit vollem Namen heißt er Herbert E. Müller, das »E Punkt« zwischen Herbert und Müller steht für »Ernst«, es ist ihm wichtig – es heißen einfach zu viele Leute Müller, so ein E. macht da schon einen Unterschied. Da sich im Sport aber alle duzen, ist Herbert E. Müller beim Laufen immer nur: Herbert.

Herbert ist der Älteste, hat aber die schnellsten Beine der Mannschaft. Er ist auch so etwas wie ihr Chef. Herbert kennt alle Regeln, die geschriebenen und die ungeschriebenen. Gerade hat er Edi noch mal erklärt, wie der Start abläuft. »On your marks!« bedeutet: locker an der Startlinie aufstellen. »Set!« bedeutet: für den Kampfrichter sichtbar in Startposition gehen. Dann kommt der Startschuss.

Auf seine linke Handfläche hat sich Herbert mit Filzstift einige Zahlen geschrieben. Die benötigten Zwischenzeiten. So kann er bei jedem Wechsel kontrollieren, ob sie den Weltrekord noch schaffen können: 7 Minuten und 50 Sekunden, gelaufen im vergangenen Jahr von vier Chinesen.

Es ist Viertel nach zwei, bei 30 Grad, als Edi, der erste Läufer, die Bahn betritt. Da geht sie an den Start, »die Achillessehne der Nation«, wie Herbert sagt. Edi ist verletzt. Er ist zu Hause im Training gestürzt, seitdem schmerzt die Achillessehne. Der Arzt hat ihm einen Zinkleimverband angelegt, und unter Edis linker weißer Socke verbirgt sich eine Stützbandage. Niemand weiß: Kann er wirklich 400 Meter durchlaufen? Edi hat ein paar Schmerztabletten geschluckt. Herbert schaut ihm sorgenvoll nach.

14.23 Uhr. »On your marks!« – »Set!«

Der Schuss knallt

Herbert

Anderthalb Wochen zuvor fährt Herbert von Grevenbroich nach Düsseldorf, setzt sich im Flugzeug in Reihe fünf ans Fenster und fliegt nach Venedig, neben ihm Fred, sein Trainingspartner, Sportsfreund und auch: Konkurrent. In Venedig fragt Herbert nach dem Bus nach Jesolo, wo er während der Wettkämpfe wohnen wird. Dort angekommen, nimmt er einen weiteren Bus zum Hotel. Es liegt am Meer, aber Herbert wird bis zur Abreise nicht einmal seine Füße ins Wasser tauchen. Er ist nicht hier, um zu baden.

Herbert ist ein kleiner, schmaler Mann, 1929 geboren, aufgewachsen in der Nähe von Köln. Der Vater, ein Bergmann, starb früh, der zwei Jahre ältere Bruder kehrte nicht aus dem Krieg zurück. Seine Frau Helga lernte Herbert in Aachen kennen, wo er Elektrotechnik studierte, in zwei Jahren feiern sie diamantene Hochzeit. Sie haben zwei Töchter und einen Sohn, außerdem fünf Enkel, die auch schon wieder erwachsen sind.

www.reporter-forum.de

Abseits des Sportplatzes sieht Herbert aus, wie viele ältere Männer aussehen. Er trägt gern Stoffhosen und karierte Hemden, darüber eine beige Jacke. Seine Füße stecken in Socken in Trekkingsandalen. In Jesolo unterscheidet ihn wenig von anderen deutschen Rentnern, die hier nach dem Ende der Sommerferien die letzten Sonnenwochen an der Adria genießen. Nur, Herbert geht aufrechter, federnder und vor allem: schneller.

Herbert ist kein ehemaliger Spitzensportler, der im Alter nicht aufhören will. Er hat im Alter überhaupt erst angefangen. Er ging in Rente, was jetzt fast 30 Jahre her ist, und begann zu laufen. Joggte mit dem Hund durch den Wald im Süden von Dormagen, wo ihn eines Tages ein Mann ansprach. Er habe im Verein eine M50-Mannschaft, ob Herbert vielleicht Interesse habe? »M50, was ist das?«, fragte Herbert. Der Mann erklärte. »Ich bin 60, habt ihr auch eine M60?«, fragte Herbert. Hatten sie nicht. Herbert wurde trotzdem Mitglied im LAV Bayer Uerdingen/Dormagen, die M60 gründete er selbst. Und fand nach dem Beruf, er war Ingenieur, eine neue Berufung: das Laufen. 2005, mit Mitte 70, lief er sein erstes internationales Rennen.

Seniorensport, das klingt nach Aquagymnastik und Nordic Walking. Macht Herbert nebenher auch. Ein wunderbares Training, sagt er. Aber das genügt ihm nicht. Er will gewinnen. Wenn es stimmt, dass Menschen im Leben ein Ziel brauchen, dann hat Herbert jetzt das Ziel, schneller zu laufen als alle anderen in seinem Alter. Warum sollen nur junge Menschen Freude am Erfolg haben?

In Italien wird Herbert nicht nur als Staffelläufer antreten, sondern auch in den Einzelrennen über 100, 200, 400, 800 und 1500 Meter. Er mag Medaillen, und er liebt Rekorde. Gemessen an seinen Erfolgen ist er ein internationaler Star. Trotzdem kennt ihn außerhalb des Seniorensports niemand, denn Seniorensport läuft nicht im Fernsehen. Über Herbert berichtet bloß die Lokalzeitung, wobei die Rekorde der Alten in den Artikeln oft nur »Bestleistungen« genannt werden, worüber Herbert sich furchtbar aufregen kann. Genauso wie wenn wieder irgendwo steht, er habe »ohne Konkurrenz« den ersten Platz belegt. Das klingt, als sei er locker über die Bahn getrabt. Was soll er denn machen, wenn in seiner Altersgruppe kaum jemand übrig ist, der bei Wettkämpfen antreten kann?

In Deutschland läuft Herbert inzwischen oft gegen sich selbst und gegen die Uhr. Auch deshalb geht er auf Reisen, nach Polen, Spanien, Dänemark, Ungarn, irgendwo gibt es immer noch ein paar sehr alte Männer, die gegen ihn laufen. Was heißt laufen: rennen.

Usain Bolt, der schnellste Mann der Welt, ist die 100 Meter in 9,58 Sekunden gelaufen.

Ein 18-Jähriger, der sie in 13,2 Sekunden schafft, erfüllt damit die Anforderung für das Deutsche Sportabzeichen in Gold. 16 Sekunden reichen für Bronze.

Herbert hat im vergangenen Jahr, damals noch 88, 18,21 Sekunden gebraucht.

www.reporter-forum.de

»Junge Sportler versuchen, ihre Leistung zu steigern«, sagt Herbert. »Im Alter geht es darum, den Leistungsabfall möglichst lange zu bremsen.« Die meisten Menschen sind tot, bevor sie Herberts Alter erreichen, und wenn sie noch leben, sind sie meist froh, wenn sie noch gehen können.

Manchmal wird Herbert nach dem Geheimnis seiner Jugend gefragt. Gibt es nicht, sagt er. »Ich werde älter.« Er hört schlechter, er sieht schlechter, Gleichgewichtsprobleme hat er auch. Und trotzdem: Eine Grauer-Star-OP, eine Meniskus-OP, das war's bisher. »Von den größeren Sachen bin ich verschont geblieben«, sagt er. Aber, das ist Herbert wichtig, er bemüht sich, auch seinen Teil beizutragen.

Was es braucht (I): Disziplin

Herbert macht morgens im Bett Dehnübungen, dann vor dem Zähneputzen 70 Kniebeugen und nach dem Zähneputzen noch mal 80. Herbert treibt sechsmal die Woche Sport, dreimal intensiv. Sein größter Gegner: der innere Schweinehund. »Im Alter tendiert man zur Ruhe«, sagt er. Umso größer müsse der Wille sein. Manchmal helfen auch Tricks. Schokolade verwahrt Herbert im Keller, damit er abends noch mal nachdenkt, bevor er sie sich gönnt, seine 61 Kilo bei 1,70 Meter will er halten.

Vor 14 Jahren gaben Herbert und seine Frau Helga ihr Haus in Dormagen auf und zogen in ein Neubauviertel in Grevenbroich. Eine Wohnung, dritter Stock, mit dem Aufzug erreichbar. Altersgerecht, könnte man sagen, nur dass Herbert immer die Treppe nimmt, »ein kostenloses Fitnessgerät«.

In der Wohnung gibt es ein Arbeitszimmer, Sportzimmer wäre passender, dort hängen Herberts Medaillen in drei Reihen, gut 150, oben die von Weltmeisterschaften, in der Mitte die von Europameisterschaften, unten die von Deutschen Meisterschaften.

Bei Herbert ist das so: Anfang des Jahres trägt er alle wichtigen Sporttermine in einen Kalender ein, alles andere wird dann um diese Termine herum geplant.

Findet seine Frau es eigentlich gut, dass er so viel läuft? Nicht immer. Helga ist 81 und sieht selbst beneidenswert jung aus, erst jetzt haben sich erste graue in ihre schwarzen Haare geschlichen. Manchmal macht sie sich Sorgen um Herbert. An einem heißen Juli-Tag zum Beispiel trinken sie Eiskaffee im Wohnzimmer, und Helga sagt zu Herbert: »Dein Arzt hat sich nach dir erkundigt, du sollst das nicht machen: bei dieser Hitze laufen.« Herbert ist am Sonntag zuvor in Kevelaer angetreten, bei den Nordrhein-Meisterschaften der Senioren, es waren über 30 Grad.

»Der Arzt hat ja recht«, sagt Herbert. Die Läufe vom Wochenende, 100, 200 und 400 Meter, stecken ihm jetzt, zwei Tage später, noch in den Knochen, er hat Stiche in der Pobacke, ein Zehennagel macht Probleme. Trotzdem überlegt er, morgen nach Grefrath zu fahren, dort findet ein »Sprintpokal und Mittelstreckenabend« statt.

»Das ist mir neu, dass du morgen laufen willst«, sagt Helga.

www.reporter-forum.de

Was es braucht (II): Spaß

Am Tag darauf kommt Herbert gut gelaunt in Grefrath an, zusammen mit Fred, den er vorher in Mönchengladbach abgeholt hat. Sie treffen auf zwei andere Männer: Horst und Wolfgang.

»Horst!«, ruft Herbert. »Du Jungspund, wie alt biste jetzt? 81?«

»83!«

»Oooch, immer noch fast sieben Jahre jünger.«

»Aber ich seh nur deinen Hintern, wenn wir laufen!«

Sie haben gute Laune, die alten Männer, sie selbst nennen sich: »alte Säcke«.

Horst: Ȇber 70 einen Gesunden? Findste nicht!«

Wolfgang: »Kennst du den kürzesten Seniorenwitz? Treffen sich drei Senioren, und keinem tut was weh.«

Viele der Männer, die mit über 70 noch rennen, sehen sehr gesund aus. Aber das täuscht.

Fred, Herberts Trainingspartner, hatte vor ein paar Jahren eine Thrombose im Bein, er bekam eine Lungenembolie, es fehlte nicht viel, und er würde sich jetzt nicht mehr auf der Bahn aufwärmen.

Im März, Herbert lief bei einem Wettkampf in Polen, sagte einer seiner Konkurrenten ein Rennen ab, er fühle sich nicht gut. Wenig später fand Herbert im Internet seine Todesanzeige.

Im Mai ist der Mann, der Herbert damals zum Sportverein in Dormagen holte, gestorben, Krebs. Zwischen Diagnose und Tod lagen acht Wochen.

Und Wolfgang, der in Grefrath fröhlich Seniorenwitze erzählt, lag letztes Jahr unterm Messer, auch Krebs. Nur, was soll's, solange es noch geht, werde er halt laufen, sagt er.

Allzu weit weg ist der Tod nicht mehr, das wissen sie. Aber sollen sie sich davon den Spaß verderben lassen?

Manche Menschen machen Sport, um gesund zu bleiben. Andere, vor allem Jüngere, wollen ihren Körper formen, Muskeln aufbauen, sie wollen gut aussehen. Ein 80-Jähriger dagegen kann laufen, so viel er will: So straff wie ein junger Mensch wird er nicht mehr werden. Wenn Herbert nach dem Warmlaufen seine lange Hose und die Trainingsjacke auszieht, entblößt auch er in Trägertop und knappen Shorts: alte, hängende Haut.

www.reporter-forum.de

Das Alter nimmt dem Sport den Körperkult.

In Grefrath läuft Herbert deutschen Rekord über 100 Meter: 18,04 Sekunden. Sieben Hundertstel schneller als der bisherige, 17 Hundertstel schneller als seine eigene Bestzeit aus dem Vorjahr. Wieder einmal hat er dem Verfall ein Schnippchen geschlagen, ist besser geworden statt schlechter. Er hüpft auf und ab, reißt die Arme hoch, »Ja! Jaa! Jaaa!«.

Herbert sagt, kein Moment beim Laufen sei schöner als der Moment im Ziel.

Er läuft noch einen Rekord: über 200 Meter. Auf den letzten Metern holt er sogar noch den knapp fünf Jahre jüngeren Fred ein. »Ja, wenn du im Training so 'ne faule Sau bist!«, sagt Herbert. Er meint es als Spaß, aber ein bisschen wahr ist es auch. Herbert, der eiserne Planer, versteht Fred manchmal nicht, der kein Trainingskonzept, keine übergeordnete Strategie hat. »Ich mache alles nach Gefühl«, sagt Fred.

Fred

Auch Fred, eigentlich Friedrich Ingenrieth, kam spät zum Laufen. Seine Tochter war eine gute Hochspringerin, Fred und seine Frau, mit der er in Mönchengladbach lebt, fuhren sie zum Training, zu Wettkämpfen. Irgendwann dachte Fred, dass er die Zeit, in der er auf sie wartet, auch besser nutzen könnte. Und fing an zu laufen, da war er Anfang 50.

Er war schnell, sehr schnell. Mit Anfang 60 begann er, bei Wettkämpfen anzutreten. Gerade ist er 85 geworden, ein schlaksiger, großer Mann, »früher 1,86, jetzt nur noch 1,84«, fast immer ein Lachen im Gesicht. »Wie gut es uns heute geht«, sagt Fred oft. Auch er wuchs im Krieg auf, erinnert sich noch an den Fliegeralarm der Bombennächte, musste Geschwister betrauern.

Fred, früher Versandleiter einer Druckerei, wurde schon an der Achillessehne operiert, später dann die Thrombose. Umso mehr freut er sich, dass er noch mal auf Spitzenniveau läuft. Er hat es auch Herbert zu verdanken. Der plant für Fred mit, treibt ihn an, bestimmt das Training.

»Herbert ist mein Vorbild«, sagt Fred. Ihm fehle die Disziplin, er trainiert auch schon mal drei Wochen gar nicht. Er mag keine Strecken, die länger als 200 Meter sind. 400 Meter? Eine Qual! Sogar beim Aufwärmen läuft er nie die Stadionrunde, sondern lieber hin und her. Dass Herbert auch über 1500 und 10 000 Meter antritt, dass Menschen Marathon laufen, versteht Fred nicht. Er liebt die 100 Meter, die 200 Meter. An nichts mehr denken müssen, alles ausblenden, das ist für ihn das Schönste am Laufen.

Wenn Herbert ins Ziel kommt, analysiert er die Zeit, ist sofort damit beschäftigt, was gut war und was schlecht, überlegt, wie viele Zehntelsekunden ihn der Gegenwind gekostet hat. Wenn Fred ins Ziel kommt, strahlt er und keucht: »Das macht so einen unheimlichen Spaß!«

www.reporter-forum.de

Was es braucht (III): Gemeinschaft

Mitte Juli finden in Leinefelde, in Thüringen, die Deutschen Meisterschaften der Senioren statt. Es ist nicht nur ein Sportwettkampf. Es ist auch eine Art Familientreffen. Herbert kann kaum ein paar Meter durchs Stadion gehen, ohne dass er »Ute!« oder »Angela!« oder »Ingrid!« ruft.

»Kannste aufschreiben, was du willst«, sagt Herbert, »schaffste eh nicht. Das muss man erleben.«

Herbert kennt alle. Und alle kennen Herbert, »den Knüller«, »das Phänomen«, »den Chef im Ring«. Dass er so beliebt ist, liegt auch daran, dass Herbert so anders ist als viele alte Menschen, dass er einem so wunderbar die Angst vor dem Alter nehmen kann. So kann jemand auch sein mit knapp 90: so gesund, so fit, so fröhlich. Was jeden Tag vorbei sein kann, natürlich.

In Leinefelde läuft einer sein letztes Rennen, von dem Herbert sagt, er sei einer der ganz Großen: Guido Müller. Guido trug stets ein weißes Trikot, wenn er lief, und weil er so schnell war, wurde er »der weiße Blitz« genannt. Das weiße Trikot hat Guido immer noch, aber Herbert hat ihn über 100 Meter laufen sehen. Guido war nicht langsam, aber es war doch anders als früher. Die alte Kraft ist weg. »Das ist das Ende einer Ära«, sagt Herbert. Er verehrt Guido, es trifft ihn, dass er aufhört. Guido ist erst 80, fast zehn Jahre jünger als er.

Am nächsten Tag, beim 200-Meter-Rennen, bewegt sich Fred zu früh. Fehlstart. Er wird verwarnt. Die Nerven, wieder einmal, sie machen Fred jetzt häufiger Probleme, und das ärgert ihn. Als der Startschuss dann knallt, läuft er wie zum Beweis, was er doch noch kann, eines seiner besten Rennen, läuft schneller als Herbert.

Um kurz nach zwei tritt Guido zu seinem letzten Wettkampf an. Er gewinnt nicht, aber im Ziel stehen über 100 Sportlerinnen und Sportler, alte, junge. Sie rufen »Guido! Guido! Guido!«, sie lassen ihn hochleben, ein letztes Mal, Herbert und Fred kommen auch dazu. »Oh, wie ist das schön«, scheppert es aus den Stadionlautsprechern.

Anfang August ist Meldeschluss für die Europameisterschaften in Italien, was Fred nicht weiter interessiert, Herbert aber viele Stunden vor dem Computer sitzen lässt. Herbert läuft seine Rennen auch mit dem Kopf. Er recherchiert nicht nur, wer gemeldet ist und mit welcher Bestzeit, er googelt, wo und wann derjenige diese Zeiten gelaufen ist. Eigentlich weiß er schon vor den Rennen, wie sie ausgehen werden. Oder glaubt es zu wissen.

»Auf den 100 Metern sind Gold und Silber vergeben, Fred«, sagt Herbert. Der Spanier Armando Roca sei nicht zu schlagen, keine Chance, der Franzose Georges Mysson auch nicht. Bronze hingegen werde spannend, vier M85er lägen nur wenige Hundertstel auseinander, unter ihnen auch er und Fred. Über die 200 Meter hingegen würden Fred und er Gold und Silber unter sich ausmachen, klare Sache. Herbert wird also wieder ein paar Medaillen mit nach Hause bringen.

www.reporter-forum.de

Aber keinen Weltrekord.

Herbert weiß die meisten Weltrekord-Zeiten in der M85 auswendig, über 100 Meter, 200 Meter, 400 Meter. Die Rekorde sind zu gut, oft schon vor vielen Jahren aufgestellt, selbst für ihn nicht zu schaffen, mit einer Ausnahme: der 4-mal-400-Meter-Staffel.

Im vergangenen Jahr sind vier Chinesen in Spanien einen neuen Weltrekord gerannt. Herbert war zwar auch dort, aber er hatte keine Staffel zusammenbekommen, es gab nicht genug deutsche Läufer über 85. Jetzt, in Italien, will er den Chinesen den Weltrekord abnehmen. 7:50 Minuten, das müsste zu schlagen sein.

Zwei Läufer stehen fest: Herbert und Fred. Aber wer könnte noch mitlaufen?

Herbert braucht zwei sehr alte Männer, die die 400 Meter unter zwei Minuten laufen können. Im Internet schaut er sich die Liste deutscher Athleten über 85 an, die sich für die Europameisterschaften angemeldet haben. Es sind nicht einmal zehn Namen.

Ein Läufer sagt ihm, er werde zwar nach Italien fahren, müsse aber schon vor dem Staffelrennen wieder abreisen.

Ein anderer will zwar lange genug bleiben, hat aber zu große gesundheitliche Probleme, als dass er fest zusagen will.

Auf der Liste steht auch ein sehr erfolgreicher Langstreckenläufer: Armin Zosel ist in Italien für den Halbmarathon gemeldet. Herbert ruft in der sächsischen Kleinstadt Radeburg an.

Armin

Armin läuft seit seiner Jugend, war auf der Langstrecke mehrfacher Welt- und Europameister der Senioren. Er würde die 400 Meter in unter zwei Minuten schaffen. Es gibt nur ein Problem: Sein Halbmarathon findet am selben Tag statt wie die Staffel, am letzten Tag der Meisterschaften.

»Armin«, sagt Herbert, »im Halbmarathon kannst du nicht gewinnen gegen den Bruno Baggia aus Italien. Was hältst du davon, wenn du den Halbmarathon absagst und statt der 21 Kilometer nur eine Runde läufst und mit uns Gold holst?«

Armin wird später erzählen, dass er eine Stunde überlegt habe. Dann habe er entschieden: »Das mache ich.« Wann habe man schon vier alte Männer, die noch so rennen können?

Herbert ruft auch in Brunnthal, südlich von München, an. Dort wohnt Eduard Bscheid, ein ehemaliger Spieler der deutschen Eishockey- Seniorennationalmannschaft, ein sehr guter Werfer außerdem. Im Alter fing er mit Zehnkampf an, dafür ist er in Italien gemeldet. Zum Zehnkampf gehören auch Läufe über 100 Meter und 400 Meter.

www.reporter-forum.de

Edi

»Ich suche noch einen Mann für die 4-mal-400«, sagt Herbert am Telefon. »Warst du schon mal Weltrekordler?«

»Naa«, sagt Edi.

»Ich mach aus dir einen!«, sagt Herbert.

Edi hat früher auch Fußball gespielt, Ski fährt er immer noch, die Berge sind ja nicht weit, und mit 76 kam er, ein Zufall, in die Eishockeymannschaft der Senioren. Er hatte die Mannschaft ein Jahr zuvor als Betreuer nach Minsk begleitet, wo einmal im Jahr eine Art inoffizielle Weltmeisterschaft stattfindet. Dort war Edi schon mit dem weißrussischen Präsidenten Lukaschenko auf dem Eis, kein Witz. »Was ich da alles erlebt hab«, sagt Edi, »a Wahnsinn!« Mit den anderen Spielern, viele 20 oder 30 Jahre jünger als er, ging er bis fünf Uhr morgens in die Disco, was hatten sie für einen Spaß. Dieses Jahr war das erste, in dem Edi nicht nach Minsk fuhr, ein Abenteuer weniger in seinem Leben. Dann rief Herbert an.

»Natürlich hob i Ja gsagt«, sagt Edi, als er später von Herberts Anruf erzählt, sofort. Wann bitte kriegt ein 87-Jähriger noch mal die Chance, Europameister zu werden, ja vielleicht sogar einen Weltrekord zu laufen?

»A Wahnsinn«, sagt Edi.

Im Stadion in Italien kommt Herbert am ersten Tag nur schwer voran. Auch hier ruft immer jemand »Herbert!«, oft auch »Hörbört!«. Er kennt sie alle: den Finnen, »Markus, wie geht es dir!«, den Briten, »Hello, Toni!«, den Tschechen, »Karel!«, den Griechen – wie war noch mal der Name? »Chatziemmanouil, Konstantinos«, liest Herbert auf dessen Trikot, er macht kurzerhand »Schatzi« draus. Schatzi, 90, interessiert sich vor allem dafür, wann Herbert ebenfalls 90 wird. »In two months«, sagt Herbert. Dann wird Herbert in die Altersklasse M90 aufrücken, in der auch Schatzi startet. Schatzi sieht darüber nicht glücklich aus.

Am nächsten Tag, dem Tag des ersten Rennens, studiert Herbert beim Frühstück auf seinem iPad die Bahnverteilung für den 100-Meter-Lauf. »Fred, du hast eine optimale Bahn«, sagt er. »Bahn drei, zwischen Armando Roca und mir. Ideal!«

Fred hat gerade andere Sorgen, er sucht seine Brille. Das ganze Hotelzimmer hat er schon umgekrempelt. Gestern war es der Athleten-Ausweis, der verloren ging, im Stadion musste er ein Formular ausfüllen und 20 Euro zahlen, um einen neuen zu bekommen. Herbert, der Planer, schüttelt in solchen Momenten den Kopf über seinen Freund. »Pass jetzt gut auf, Fred« ist ein Satz, den Herbert in den nächsten Tagen noch oft sagen wird.

Als Herbert und Fred am Nachmittag im Stadion ankommen, schüttet es. Sie müssen sich im Flur vor den Umkleiden einlaufen, so sehr peitscht draußen der Regen.

www.reporter-forum.de

Noch eine Stunde. Herbert hibbelt herum. Nach dem Frühstück hat er sich in seinem Zimmer eingeigelt. Mittags wollte er zwei Müsliriegel essen, ging nicht, die Aufregung.

Noch eine halbe Stunde. Herbert sagt, ihn zwicke es im Bein.

Noch 20 Minuten. Die Läufer finden sich im Callroom ein, in dem sich vor dem Rennen alle melden müssen. Dort holen Herbert und Fred ihre Rennschuhe mit Spikes aus ihren Beuteln, ziehen Schnürsenkel stramm, binden Schleifen, zerren an Klettverschlüssen. Draußen findet, das werden sie später erfahren, unterdessen bei den M90ern, den allerältesten Läufern, es sind drei bei dieser EM, ein kleines Drama statt: Schatzi, der Grieche, kommt von der Bahn ab, wird disqualifiziert.

Noch fünf Minuten. Ein Offizieller führt die acht M85-Läufer auf die Bahn. Der Spanier Armando Roca, den Herbert als Favoriten ausgemacht hat, zuckt zu früh. Fehlstart. Neu aufstellen

Herbert lag falsch mit seiner Prognose. Nicht der Spanier holt Gold, sondern der Franzose. Als Dritter kommt Herbert ins Ziel, Bronze. Fred wird Fünfter. Er ist enttäuscht, sein Gesicht ausnahmsweise ernst. Er dachte, er habe den Fehlstart ausgelöst, sagt er. Beim zweiten Start sei er deshalb zu spät weggekommen.

Was es braucht (IV): Verlieren können

Abends in der Pizzeria gibt Herbert Pizza und Rotwein aus. »Ein zentnerschwerer Ballast fällt von der Seele, wenn das erste Rennen vorbei ist«, sagt er. Fred lacht mittlerweile wieder – und ist stolz auf seinen Freund.

»Das ist der Fleiß, Herbert«, sagt er. »Und der Mut, noch so zu kämpfen.«

Fred glaubt, dass Herbert die 200 Meter gewinnen wird. »Enttäusch doch deinen Trainer nicht, Fred!«, entgegnet Herbert. Er sorgt sich um seinen Freund, der heute so weit unter seinen Möglichkeiten blieb. Bei den 200 Metern, überlegt er, könnte er, wenn sie beide am Ende gleichauf liegen sollten, Fred den Vortritt lassen. Es wäre schön, wenn Fred in einer Disziplin Europameister würde, findet Herbert. Nur: Von vornherein langsamer laufen wird er seinetwegen nicht, Wettkampf ist Wettkampf.

Am nächsten Tag holt Herbert Silber über 1500 Meter. »Für dich müssen die 400 Meter ja ein Gesundheitslauf werden«, sagt Fred.

Herbert gewinnt Gold über 400 Meter, Fred Bronze. »Herbert, ich hab 'ne Medaille!«, ruft Fred nach dem Rennen. »Weißt du deine Zeit?«, fragt Herbert. »Nee«, sagt Fred. »Will ich auch gar nicht wissen.« Bei der Siegerehrung ist Fred so gerührt, dass ihm fast die Tränen kommen.

Herbert holt drei Tage später auch Gold über 200 Meter, die Strecke, auf der Fred ihn in Leinefelde besiegt hatte und auch jetzt die größten Chancen auf den Sieg hatte. Aber

www.reporter-forum.de

dieses Mal bewegt Fred sich wirklich zu früh, wieder Fehlstart. Danach kommt er als Zweiter ins Ziel, hinter Herbert.

Am nächsten Tag holt der auch in seinem letzten Einzelrennen Gold über 800 Meter. Fred steht auf der Tribüne und schreit »Heerbeert! Heerbeert!«.

Die Staffel

Inzwischen sind Edi und Armin angekommen, »mein Dreamteam«, sagt Herbert. Das Rennen über 4-mal 400 Meter, das er so genau geplant hat, ist für sie alle der Höhepunkt der Europameisterschaften. Für einen wie Herbert, der gern die Kontrolle hat, ist es auch eine Belastung. Außer ihm kennt keiner der vier die Regeln. Also geht Herbert am Abend noch über die Bahn und erklärt den anderen, wo sie sich beim Rennen aufstellen müssen, erklärt, wie der Staffelstab übergeben wird. Schon dass er in Italien vieles für Fred mitorganisieren muss, macht ihm manchmal zu schaffen. Jetzt kommen auch noch Armin und Edi dazu. Es ist der einzige Abend, an dem Herbert erschöpft wirkt. Er geht nicht mehr aus, isst nur eine Banane im Hotel. Schlecht schlafen wird er auch.

»Manchmal«, sagt Herbert, »frage ich mich natürlich: Warum tue ich mir das eigentlich an?« Schlimmer als die körperliche Belastung sei die mentale. Herbert fühlt sich unter Druck, weil er die Leistungen bringen will, die er sich vorgenommen hat. Unter Druck auch, weil er derjenige ist, der alles regelt. Edi, noch mehr als Fred der Passt-schon-Typ, hatte eine Woche vor Abreise noch nicht mal ein Hotelzimmer. Herbert hat ihm dann eins organisiert. Ein Handy hat Edi auch nicht. Er sagt Bescheid, wann er am nächsten Tag ins Stadion gehen wird, und dann ist er dort halt irgendwann irgendwo. Für Herbert ist das schwer auszuhalten.

Herbert starrt so intensiv in sein iPad oder sein Smartphone wie die jungen Leute in den Straßencafés von Jesolo. »Fred, du musst dir auch ein iPad schenken lassen«, sagt er beim Frühstück im Hotel, denn Fred hat zwar ein Handy, aber »ein Alt-Opa-Handy«, große Tasten, kein Internet. Herbert hingegen wird zappelig, wenn das Internet im Hotel zu lahm ist, wenn sich Seiten zu langsam aufbauen wegen der schlechten Verbindung. Wie einfach die Staffelplanung wäre, wenn sie eine WhatsApp-Gruppe hätten? Darüber will Herbert gar nicht nachdenken.

Herbert hat viele WhatsApp-Gruppen, andauernd poppen neue Nachrichten auf, von seiner Frau, von seiner Gymnastikgruppe »Sport betagter Bürger«, von seinen Kindern. Als Herbert am vorletzten Morgen frühstückt, schickt seine Tochter ihm ihren Live-Standort – aus einem Hotel ganz in der Nähe. Sie überrascht ihn, zusammen mit Mann und Tochter. Eine zweite Enkelin steht plötzlich im Frühstücksraum, auch sie ist hergekommen zum großen Staffelfinale, eine Überraschung, die sogar Herbert sprachlos macht.

Was es braucht (V): Alles geben

On your marks!

www.reporter-forum.de

Ein Ergebnis des Rennens steht praktisch schon fest. Die vier Männer laufen gegen zwei M75-Staffeln und eine M80-Staffel. Sie müssen also nur ins Ziel kommen, dann haben sie die Goldmedaille in ihrer Altersklasse, niemand sonst hat eine M85-Staffel zusammenbekommen.

zusammenbekommen.
Aber sie wollen ja den Weltrekord.
Set!
Startschuss.
Als Edi losläuft, ist sofort klar: Er kann links nicht richtig auftreten. Es muss die Achillessehne sein. Mit verbissenem Gesicht holpert er die Bahn entlang.
Die Startläufer der drei anderen Staffeln sind längst davongezogen, da hat Edi gerade die erste Kurve geschafft. Sein Rückstand wird größer und größer. Aber Edi läuft weiter.
1 Minute 45. Edi biegt auf die Zielgerade ein, und auf der Tribüne wird jetzt das Publikum laut, schreit, klatscht, jubelt, die Leute sehen ja, was da los ist, sehen das Humpeln, das schmerzverzerrte Gesicht.
1 Minute 50.
1 Minute 55.
Herbert steht auf der Bahn, er ist als Nächster dran, sein Blick geht von der Uhr zu Edi, wieder zur Uhr, wieder zu Edi.
Unbarmherzig verstreichen die Sekunden, aber es ist jetzt nicht mehr weit für Edi.
2 Minuten 05.
2 Minuten 10.
Bei 2 Minuten 12 schiebt Edi den Arm nach vorn und drückt Herbert den Stab in die Hand. Dann humpelt er von der Bahn, greift sich an die linke Wade. Der Schmerz, wird er später sagen, sei gar nicht von der Achillessehne gekommen. Er habe sich vertreten,

Nach Edis Schmerzenslauf sieht der von Herbert mühelos aus, bei 3 Minuten 50 übergibt er den Stab an Armin.

schon beim ersten Schritt sei ihm der Schmerz in die Wade geschossen.

Jetzt steht Fred auf der Bahn, wartet, schaut, wartet. Da kommt Armin, Fred streckt den linken Arm aus, die linke Hand. Hauptsache, die Nerven machen mit. Hauptsache, er lässt den Stab nicht fallen.

www.reporter-forum.de

Bei 5 Minuten 40 rennt Fred los.

Die Schlussläufer der anderen Staffeln, der jüngeren Alten, sind schon im Ziel, da hat Fred noch mehr als eine halbe Runde vor sich. Er ist jetzt allein auf der Bahn. Noch 200 Meter.

»Andiamo«, schreit der Stadionsprecher, als Fred die Zielgerade erreicht, »un grande applauso!«

Noch 100 Meter.

Fred wird langsamer, auch ihm steht jetzt der Schmerz im Gesicht.

Noch 50 Meter.

Und dann ist Fred im Ziel

7 Minuten, 23 Sekunden. Neuer Weltrekord, 27 Sekunden schneller als der alte.

»Weltrekord?«, fragt Edi. »Mit meinem Lauf? Das gibt's ja nicht.«

»Edi, du bist ein Goldstück!«, sagt Herbert.

»Wahnsinn«, sagt Edi, immer wieder, »Wahnsinn«.

Fred kann noch nicht wieder reden.

»Ich finde Gefallen an den kurzen Strecken«, sagt Armin. »Vielleicht steige ich noch um.«

Später dann: Goldmedaillen, Urkunden, die Hymne, Einigkeit und Recht und Freiheit, das Siegerlächeln, das ganz besonders ist, wenn die Gesichter schon so runzlig sind.

Am meisten strahlt Edi, der Held des Tages, den die anderen nur noch »Super-Edi« nennen.

»Die ersten Schritte von dir«, sagt Fred. »Owehowehoweh. Ich dachte, das stehst du nicht durch.«

»A Wahnsinn«, sagt Edi, er wird noch viele Stunden nicht glauben können, dass er es geschafft hat.

Am Abend liegen die Männer sich zum Abschied lange in den Armen. »Ich weiß nicht, wie ich dir danken soll«, sagt Edi zu Herbert. »Hoffentlich hab ich noch ein paar Jahre, dass ich mich daran immer erinnern kann.«

»Wir sehen uns noch mal wieder«, sagt Fred zu Edi. »Wir sehen uns wieder!«

www.reporter-forum.de

WUNSCHDENKEN

Die unheilbare Nervenkrankheit ALS lähmt Patienten so umfassend, dass sie nicht mehr in der Lage sind zu kommunizieren. Der Tübinger Professor Niels Birbaumer behauptet, die Gedanken dieser Menschen entschlüsseln zu können. Birbaumers Fachkollegen bezweifeln das. Doch nur ein junger Informatiker wagt es, gegen den Star-Forscher vorzugehen

Von Patrick Bauer, Patrick Illinger und Till Krause, SZ Magazin, 12.04.2019

Den Schlüssel zu den eingesperrten Gedanken sah der Professor vor neun Jahren in einer Erdgeschosswohnung in Hamburg-Dulsberg.

Dort liegt, heute wie damals, Waltraut Faehnrich, 73, nur bewegt vom rhythmischen Schnaufen der Beatmungsmaschine, die Augen geschlossen, der Mund geöffnet, die Zunge schaut hervor.

An die Wand hinter dem Krankenbett, aus dem seine Frau nicht herauskommt, hat Joachim Faehnrich eine Fototapete geklebt. Die Tapete zeigt ein weit geöffnetes Fenster mit Blick auf die Blaue Lagune der Dominikanischen Republik. Die Faehnrichs haben oft in diesem türkis schimmernden Wasser gebadet. Viele Jahre lang haben sie mit ihren Kindern in dem Inselstaat gelebt. Joachim Faehnrich hatte in Deutschland eine Baufirma, bis er – chronisch verstopfte Nebenhöhlen – in einem Urlaub allein in der Karibik endlich wieder frei atmen und denken konnte. Er rief Waltraut an: Du, Mäuschen, ich bleib hier! Waltraut Faehnrich, eine Schnackerin wie er, genauso unerschrocken, wickelte alles ab, packte die Sachen und kam mit den beiden Töchtern und dem Sohn nach. Zusammen würden sie alles schaffen.

Heute kann sie diese Fototapete ohne eine Spezialbrille, die ihre Augenlider oben hält, genauso wenig sehen wie die Porträts ihrer sechs Enkel daneben. Waltraut Faehnrich ist auch in der Lage zu hören, zu riechen und Berührungen zu spüren, sie nimmt alles wahr – kann aber überhaupt nichts tun. Alle paar Stunden muss eine der Pflegerinnen, die für die Faehnrichs seit der Diagnose vor zwölf Jahren – da hatte das Heimweh sie zurück nach Hamburg geführt – zu Mitbewohnerinnen im Schichtdienst

www.reporter-forum.de

geworden sind, die 73-Jährige wenden, damit die Haut nicht wund wird. Und in den riesigen Rollstuhl heben, den Joachim Faehnrich nachmittags durchs Viertel schiebt und manchmal in seinen Transporter, um zum nächsten Helene-Fischer-Konzert zu fahren oder mit der Familie nach Dänemark oder sogar nach Spanien. Waltraut Faehnrich ist immer dabei. Für ihren Mann ist sie ist ein lebendiger Geist in einem leblosen Körper.

ALS, amyotrophe Lateralsklerose, ist eine unheilbare Nervenkrankheit. Nach und nach verliert das Gehirn die Kontrolle über die Muskeln. Es kann mit einem tauben Fuß beginnen oder mit Schluckbeschwerden, bis im schlimmsten Fall ein Zustand fast völliger Lähmung eintritt, bei vollem Bewusstsein. Man spricht dann vom Locked-in-Syndrom, kurz LIS. Kann der Patient nicht einmal mehr die Augen bewegen, und so war es bei Waltraut Faehnrich nach drei Jahren, sprechen Mediziner vom Completely-Locked-in-Syndrom, CLIS, dem kompletten Eingesperrtsein.

Die allermeisten an ALS Erkrankten entscheiden sich zu einem frühen Zeitpunkt gegen eine künstliche Beatmung, aus Angst vor diesem Zustand. Menschen wie Waltraut Faehnrich, die im Endstadium der Krankheit leben, angeschlossen an eine Beatmungsmaschine, künstlich ernährt, gibt es in Deutschland nur wenige, wie viele genau, weiß niemand, man vermutet, dass einige fälschlicherweise für Wachkomapatienten gehalten werden. Sie wären dann nicht nur gefangen. Niemand wüsste, dass sie noch da sind. Auf dem Familienbild von 2007 – das erste Weihnachtsfest nach der Diagnose – sitzt Waltraut Faehnrich schon im Rollstuhl, sie lächelt ein mühevolles Lächeln. Die Faehnrichs haben sich die Entscheidung nicht leicht gemacht. Wollte sie am Leben gehalten werden, wenn die Kraft aus ihrem Körper weicht? Nachts lag Joachim Faehnrich wach und lauschte, ob seiner Frau wieder die Luft wegblieb. Sie baten die Kinder nach Hause, und Waltraut Faehnrich verkündete, dass sie sich beatmen lassen würde. Sie hatten viel gelesen und erfahren über das, was noch kommen könnte. Es war trotzdem eine Reise ins Ungewisse. Aber zusammen würden sie alles schaffen.

Zuerst verschwand die Stimme. Dann konnte Waltraut Faehnrich keinen Finger bewegen. Dann nicht mal ihre Lider, mit denen sie noch den »Eyetracker«, einen

www.reporter-forum.de

Sprachcomputer, der mit den Augen gesteuert wird, hatte bedienen können. Kein Ja mehr, kein Nein, nichts. Waltraut Faehnrich war so nah, so fern.

Der Ehemann wollte nicht akzeptieren, dass er nicht mit ihr kommunizieren konnte. Dass er nicht mehr wusste, was sie denkt. Sie war doch noch da. Joachim Faehnrich machte sich auf die Suche, drei Jahre lang. Ein Freund empfahl ihm schließlich den Professor aus Tübingen.

Prof. Dr. phil. Dr. h.c. mult. Niels-Peter Birbaumer, im selben Jahr wie Waltraut Faehnrich geboren, nur drei Tage früher, Psychologe und Neurowissenschaftler, ist bekannt dafür, mit ungewöhnlichen, oft brillanten Ideen an seine Forschungsthemen heranzugehen. Birbaumer, klein, drahtig, weißhaarig, ist eine beeindruckende Persönlichkeit, empathisch, mehrsprachig, charmant. Nach einer schwierigen Jugend, sogar einer Phase als Kleinkrimineller, schaffte er eine herausragende Karriere in der Wissenschaft. Bereits mit 29 Jahren wurde Birbaumer Professor in Tübingen, wo er später den Lehrstuhl für Medizinische Psychologie und Verhaltensneurobiologie übernahm. Mehr als 600 wissenschaftliche Publikationen weist sein Lebenslauf auf, knapp dreißig Bücher, vier Ehrendoktorwürden, zahlreiche Auszeichnungen, darunter die höchste Forscher-Ehrung in Deutschland, den Leibniz-Preis.

Immer wieder kam Birbaumer im Laufe der Jahre mit teils gewagten Theorien in die Schlagzeilen. So äußerte er die Überzeugung, man könne das Gehirn soziopathischer Verbrecher umprogrammieren und ihnen die Fähigkeit zu Empathie und Selbstkontrolle zurückgeben. Danach, ab 1995, widmet er sich vor allem einem Ziel: der Kontaktaufnahme mit Menschen im Locked-in-Zustand. Birbaumer ließ sich mit dem südamerikanischen Pfeilgift Curare lähmen, um für einige Stunden zu spüren, wie es ist, wenn man nicht aus sich herauskommt. Obwohl LIS auch durch andere Krankheiten oder Schlaganfälle ausgelöst werden kann, sind Menschen mit der Nervenkrankheit ALS für Forscher besonders interessant, weil die Krankheit weniger das Gehirn als die Muskeln befällt, die früher oder später alle ihren Dienst versagen. Nur der Geist bleibt wach.

1999 gelang Birbaumer eine erste Sensation: Mit einer Haube, die ein Elektroenzephalogramm, ein EEG, aufzeichnet – also die elektrische Aktivität des

www.reporter-forum.de

Gehirns –, sowie einem Gerät, das Hirnströme in Bildschirmsignale umwandelt, konnte ein Locked-in-Patient Buchstaben denken, mit der Kraft seiner Gedanken sogar ganze Sätze diktieren.

Niels Birbaumer veröffentlichte seinen Durchbruch in Nature, der renommiertesten Wissenschaftszeitschrift der Welt, aber es ging nicht weiter: Birbaumers EEG-Methode funktionierte zwar bei Locked-in-Patienten, nicht aber bei solchen im Completely-Locked-in-Zustand. Starb etwa mit dem letzten Muskel, mit der letzten Möglichkeit, sich bemerkbar zu machen, auch das Denken ab? Ist der Mensch niemand mehr, wenn er von niemandem verstanden wird? Eine Theorie besagt, dass das menschliche Hirn in eine Art Dämmerzustand übergeht, wenn es keine Möglichkeit mehr gibt, Gedanken zu formulieren und Wünsche zu äußern.

Birbaumer wollte nicht akzeptieren, dass er nicht zu den Eingeschlossenen durchdringen konnte. Dass er nicht wusste, wie sie denken. Da musste doch noch etwas sein. Er machte sich auf die Suche, elf Jahre lang.

So kam er zu den Faehnrichs.

Der Professor fand in Waltraut Faehnrich, noch nicht lange entschwunden, aber nicht mehr zu fassen, die ideale Patientin, um zu beweisen, dass auch die Gedanken von komplett Eingeschlossenen zu entziffern sind. Vielleicht ist es einfach zu anstrengend für Menschen wie Faehnrich, ganze Sätze überhaupt noch zielgerichtet zu denken? Birbaumer wollte tiefer in das Gehirn, dorthin, wo die Gedanken entstehen. Er setzte Faehnrich eine Kappe aus Neopren auf, die mit Sensoren gespickt und mit einem Laptop verbunden ist – ein »Brain Computer Interface«, BCI. Mittels Infrarot – Fachabkürzung: NIRS – wird die Durchblutung des Gehirns gemessen. Die Idee ist, dass unterschiedliche Gedanken bestimmte Durchblutungsmuster erzeugen, dass ein Ja anders aussieht als ein Nein.

»Hamburg liegt an der Elbe.«

»Berlin ist die Hauptstadt von Spanien.« »Du sitzt gerade in einem Porsche.«

Solche Fragen stellten Birbaumer und seine Mitarbeiter Waltraut Faehnrich. Nach 15 Sekunden quakte jeweils das Ergebnis aus den Lautsprechern des

www.reporter-forum.de

Spezialcomputers: »Deine Antwort wurde als Nein erkannt«, »Deine Antwort wurde als Ja erkannt.«

Joachim Faehnrich stellte seiner Frau persönlichere Fragen.

»Hast du Schmerzen?«

»Magst du es, wenn die Kinder zu Besuch kommen?« »Ist Sturm der Liebe deine Lieblingsserie?«

Monatelang probierte Birbaumer die Technik aus, bis er eine Quote von mehr als siebzig Prozent als korrekt erkannter Antworten erreicht sah und glaubte, Muster präsentieren zu können, die stark genug waren, um auch die Fachwelt zu überzeugen: Da war etwas. Jemand. Waltraut Faehnrich, so glaubte er, sprach zu ihnen.

2014 veröffentlichte Birbaumer mit Mitarbeitern im Journal Neurology einen wissenschaftlichen Aufsatz über Waltraut Faehnrich und seinen Erfolg, ihren Verstand nach Jahren der Dunkelheit wieder ans Licht gebracht zu haben. Er veröffentlichte auch Videos von seinen Experimenten mit ihr, darin ist zu sehen, wie er mit Joachim Faehnrich vor Waltraut Faehnrich steht und scherzt. Birbaumer sagt in dem Film: »Das führen wir in Hollywood vor.«

Joachim Faehnrich wollte so ein Gerät auch zu Hause haben, damit es ihm im Alltag die Kommunikation mit seiner Frau ermöglicht. Aber Kappe, Hard- und Software kosteten rund 40 000 Euro – die ihre Krankenkasse nicht zu zahlen bereit war. Die Faehnrichs zogen vor das Hamburger Sozialgericht, wo der Fall im Oktober 2015 verhandelt wurde. Als Belege für die Wirksamkeit der Maschine wurde ein Fernsehbeitrag über die Faehnrichs eingespielt, in dem Birbaumer zu Wort kam. Auch zwei wissenschaftliche Aufsätze finden sich in den Prozessakten, beide verfasst von Birbaumer. Als einziger Zeuge war geladen: Niels Birbaumer, der vor Gericht betonte, seine Technik erkenne, »ob eine Patientin Ja oder Nein denkt«. Das Gericht war überzeugt. Die Krankenkasse musste die Kosten für das Gerät übernehmen. Ein Erfolg, der bedeutet: Auch andere Patienten könnten nun leichter an solche Geräte kommen.

Für die Faehnrichs ist der Professor ein Wunder.

www.reporter-forum.de

Für den Professor sind die Faehnrichs ein Geschenk.

Zwei Jahre später, im Frühjahr 2017, erschien im US-Journal PLOS Biology ein weiterer Fachaufsatz von Birbaumers Team, der dem Professor einen neuen Spitznamen einbrachte: der Gedankenleser. In der Studie beschrieb Birbaumer das an Waltraut Faehnrich erprobte System auch noch anhand von drei weiteren Patienten. Die Publikation sollte beweisen: Die Methode hat Bestand, die Durchblutung im Gehirn sieht zwar bei jedem Erkrankten anders aus – mal ist in der grafischen Darstellung ein Ja eine spitze Kurve, mal sieht es aus wie eine Welle –, aber Birbaumer war sich sicher, daraus ablesen zu können, was im Kopf der Patienten vorgeht. Für Birbaumer, der Ruhm und Anerkennung gewohnt ist, wurde der Aufsatz über die neue Methode sein wohl größter Erfolg – zumindest was die Aufmerksamkeit angeht. Mehr als 80 000 Mal wurde das Papier auf der Webseite des Journals aufgerufen, zehnmal so häufig wie die meisten anderen Texte dort. Unzählige Presse-Artikel und Fernsehsendungen in aller Welt berichteten. Die britische Zeitung The Guardian schrieb von einem »bahnbrechenden System«. Über die Deutsche Presse-Agentur wurde eine Meldung verbreitet, die deutschlandweit in Zeitungen aufgegriffen wurde, die schrieben: »Kopfhaube kann Gedanken von vollständig Gelähmten lesen«.

Birbaumer äußerte sich in vielen Interviews überzeugt, endlich Kontakt hergestellt zu haben zu Menschen, die im Grunde nur noch aus ihrem Gehirn bestehen: »Sie sind geistig wach. Wir müssen ihre Gedanken lesen.« In einem weiteren Aufsatz beschrieb Birbaumer die »befriedigenden Kommunikationsergebnisse«: Dank seiner Forschung müsste bei Patienten mit ALS-CLIS im Spätstadium »kein komplett eingeschlossener Zustand« mehr auftreten.

Der Professor, zwischenzeitlich wie gefangen in der Suche nach den Gedanken der Gefangenen, glaubte sich und seine Patienten endlich befreit.

Am 9. Oktober 2017, acht Monate nach der gefeierten Veröffentlichung, erhielt Birbaumer eine E-Mail. Absender war ein Informatiker namens Martin Spüler. Birbaumer kannte ihn, Spüler, 35 Jahre alt, half seit seinen Studientagen in Tübingen bei der Auswertung von Gehirndaten und wurde bei mehreren Veröffentlichungen

www.reporter-forum.de

Birbaumers als Co-Autor genannt. Mittlerweile leitete Spüler eine Arbeitsgruppe am Institut für Informatik, zehn Fahrradminuten von Birbaumers Institut entfernt.

Spüler hatte sich die Zahlen aus dem bahnbrechenden Aufsatz von Birbaumer genauer angesehen. Eigentlich wollte er damit nur ein Programm testen, das die Datenauswertung bei künftigen Publikationen verbessern könnte. Auch Spüler war fasziniert von der Vorstellung, vollständig gelähmten Menschen zu helfen. Als Student hatte er mal am Bett eines solchen Patienten gestanden, diese Eindrücke hat er nicht vergessen. Nun speiste er die Daten in sein Programm – und heraus kam Datenmüll. Irgendwas stimmte nicht. Also begann Spüler, die statistische Auswertung des Aufsatzes nachzurechnen. Er kam zu keinem brauchbaren Ergebnis. Heute erinnert er sich, dass er dachte: Krass, wenn das falsch wäre. Spüler ist kein vorschneller Mensch, er spricht langsam und mit dem weichen Zungenschlag eines Menschen, der lange im Südwesten Deutschlands gelebt hat. Hatte er sich verrechnet? Er kontrollierte immer wieder, doch sein Befund blieb: Im Gegensatz zu Birbaumer kam er nicht zu dem Ergebnis, dass in den Zahlen eine Antwort auf die Frage liegt, welche Gedanken Gelähmte haben. Vielmehr liegt für ihn in den Daten gar keine Antwort.

Er fragte nach. Spüler bat um ein Treffen mit Ujwal Chaudhary, Co-Autor des Artikels von Birbaumer und in dessen Team zuständig für die Details, die Rechenarbeit und die Datenerhebung. Man kennt sich. Der Ton sei freundlich gewesen, so erinnert sich Spüler. Es hätte ja auch immer noch ein Versehen sein können. Doch Chaudhary konnte die Zweifel nicht beseitigen. »Als wir zusammen vor dem Rechner saßen, wurde mir klar: Da ist was faul«, sagt Spüler heute.

Er begann, seine Zweifel in einem Bericht zusammenzufassen, mehrere Tage saß er vor seinem Bildschirm, an dem heute ein Klebezettel daran erinnert, die Zimmerpflanzen regelmäßig zu gießen. Spüler dokumentierte alle Rechenschritte und Ungereimtheiten. Er schrieb die Mail an Birbaumer und hängte den zwölfseitigen Report an: »Ich habe das Problem, dass ich die Ergebnisse nicht reproduzieren kann. Ich hoffe, ihr nehmt meinen Bericht ernst und versucht, mich zu widerlegen.« Und Spüler schrieb zum ersten Mal den Satz, der für ihn seither zum Leitmotiv seiner Arbeit geworden ist: »Ich glaube nicht, dass es einen Beweis für eine NIRS-basierte Kommunikation mit CLIS-Patienten gibt.«

www.reporter-forum.de

In den E-Mails lässt sich nachvollziehen, wie Birbaumers Arbeitsgruppe auf die Vorwürfe reagierte. Sie ließ einen jungen Doktoranden aus Brasilien nachrechnen. Der Doktorand bestätigte Spülers Kritik und konstatierte: »Ich habe leider auch den Eindruck, dass die Ergebnisse falsch sein könnten.« Birbaumer antwortete: »Sollte das stimmen, wäre das traurig für die Patienten.«

Eine Woche später bekam Spüler eine Antwort von Chaudhary. Er schrieb: »Ich habe deinen Bericht gelesen und entschieden, keinen Report zu schreiben, der unser Vorgehen erklärt, da die meisten deiner Zweifel darauf beruhen, dass es dir an Wissen über unser Experiment mangelt sowie darüber, wie NIRS überhaupt funktioniert.« Mit dieser Mail, so erinnert sich Spüler heute, sei seine Hoffnung gestorben, die Sache friedlich aus der Welt zu schaffen. Warum warf ihm der Kollege Ahnungslosigkeit vor, wo er doch nur auf statistische Probleme hingewiesen hatte? Und warum wollte das Team von Birbaumer die Statistik nicht korrigieren? Je tiefer er grub, desto schwerer wurde sein Verdacht. Nicht nur, dass Daten seiner Meinung nach falsch ausgewertet worden waren. Zudem fiel ihm auf, dass in der Veröffentlichung zentrale Daten fehlten.

Der brasilianische Doktorand, so erzählt man sich an der Uni Tübingen, verließ, kurz nachdem er Spülers Anmerkungen bestätigt hatte, vorzeitig Birbaumers Arbeitsgruppe. Heute lebt und arbeitet der Mann in São Paulo, er möchte sich über seinen Abschied aus Tübingen nicht äußern und schreibt, er hoffe auf eine akademische Aufklärung der Vorgänge.

Spüler beschloss damals, seine Zweifel öffentlich zu machen, und äußerte die Absicht, diese in demselben Journal einzureichen, in dem Birbaumers Studie publiziert worden war. Birbaumer, so erzählt es Spüler, vermittelte ihm den Eindruck, dass sein kritischer Aufsatz dort keine Chance habe.

Martin Spüler berichtet von mehreren Treffen mit Birbaumers Arbeitsgruppe, eines davon habe Birbaumer mit den Worten verlassen:»Kinder,mir reicht'sjetzt.« Spüler erzählt, er selbst fuhr dann mit dem Fahrrad nach Hause, es war spät, doch er war zu aufgewühlt, um zu essen oder zu schlafen. Er ging durch die Felder spazieren, die gleich hinter seiner Wohnung beginnen, er lebt allein am Stadtrand.

www.reporter-forum.de

Spüler veröffentlichte seine Entgegnung auf bioRxiv.org, einem öffentlich zugänglichen Internet-Server für noch nicht begutachtete Manuskripte. Doch die Aufmerksamkeit blieb aus. Spüler schreibt etwas ungelenk, seine Kritik klang nicht sehr professionell. Außerdem ging es um komplexe statistische Fragen, um die Reihenfolge von Mittelwertbildungen, um Hyperparameter. Nur die Überschrift war forsch: Kein Hinweis auf Kommunikation mit CLIS-Patienten.

Unterdessen ließ sich Niels Birbaumer für seinen Erfolg feiern. Mehrmals führte er Journalisten im Familienkreis von Patienten vor, wie er mit komplett Gelähmten angeblich über Ja-Nein-Fragen kommunizierte. In der Zeit erschien eine mehrseitige Reportage unter dem Titel Kann er Gedanken lesen? Auch ein Reporter der Süddeutschen Zeitung begleitete Birbaumer zu einem Locked-in-Patienten.

Kein Journalist ging der Frage nach, warum ein solch aufsehenerregendes Papier in PLOS Biology veröffentlicht worden war, einem nicht-klinischen Journal, das sich ansonsten mit Darmbakterien und Schmetterlingsgenomen befasst. Zudem gilt PLOS Biology bei den Fachjournalen als untere Mittelklasse. Der Impact-Faktor, die gängige Maßzahl für die Bedeutung, liegt bei neun. Ein Spitzentitel wie Nature hat einen Impact-Faktor von 41. Wenn Birbaumers Erkenntnisse so richtungsweisend waren, so sensationell, warum hat er sie dann in der Fachwelt nicht auf die ganz große Bühne gestellt? Unsere Nachfragen in der Welt der Wissenschaft stoßen zunächst auf Zurückhaltung. Dort würde man die Sache gern intern behandeln. Erst nach und nach kommt Erschreckendes zutage: Die Affäre ist unter Fachleuten weithin bekannt. In Seminarräumen und auf Konferenzfluren werden Birbaumers Studie und sein offensiver Umgang mit Patienten intensiv diskutiert. Von Birbaumers »Zaubermaschine« ist spöttisch die Rede. »Es brodelt in der Community«, sagt ein BCI-Experte. Birbaumer habe sich »total verrannt«, sagt ein hochrangiger Kollege. Von »Altersstarrsinn« spricht ein weiterer. Namentlich will niemand genannt werden. Das sei gefährlich, sagen sogar jene, die längst nicht mehr angewiesen wären auf das Wohlwollen des berühmten Pioniers ihres Fachs. »Wir kennen uns alle sehr gut«, erklärt ein Professor, »jeder ist Gutachter von jedem.« Birbaumer habe einen »Riesenruf« und viel Einfluss. Tatsächlich ist Niels Birbaumer für viele ein wissenschaftlicher Ziehvater. Jahrelang habe er fantastische Wissenschaft betrieben,

www.reporter-forum.de

betonen alle Gesprächspartner. Doch mittlerweile sei er leider »unterwegs wie Kapitän Ahab auf der Jagd nach dem weißen Wal«.

Aber wie können die Kollegen öffentlich schweigen, während Birbaumer weiter Patienten betreut und Angehörigen Hoffnung gibt, obwohl seine Methode mehr als fragwürdig ist? Niemand zweifelt daran, dass Birbaumer selbst vollends davon überzeugt ist, dass seine Gehirnkappe funktioniert und er mit CLIS-Patienten kommunizieren kann. Doch die einzige handfeste Grundlage dafür ist seine eigene Publikation von 2017. Und diese ist, wie alle befragten Experten bestätigen, mangelhaft.

»Ich habe verschiedene Testverfahren eingesetzt und konnte keine statistisch signifikanten Effekte in den Daten finden«, bestätigt ein namhafter Kollege Birbaumers auf Nachfrage. Auch die vom SZ-Magazin beauftragte Statistikerin Fränzi Korner-Nievergelt vom Schweizer Statistik-Unternehmen Oikostat sieht ein eindeutiges Indiz, dass Birbaumers Arbeit von 2017 »unter Pseudoreplikation leidet«. Weniger akademisch ausgedrückt heißt das: Die Auswertung ist praktisch wertlos.

»Die verfügbaren Studien sind meiner Ansicht nach derzeit nicht belastbar genug, um Aussagen irgendeiner Art über die Kommunikationsfähigkeit oder das Bewusstsein von CLIS-ALS-Patienten treffen zu können«, erklärt ein Experte für BCI-Daten. Seiner Ansicht nach hält Birbaumers Publikation einer sorgfältigen Überprüfung nicht stand und sollte zurückgezogen werden. Messungen einer koreanischen Arbeitsgruppe legten jüngst sogar nahe, dass das Gehirn von CLIS-Patienten mit der Zeit in eine Art Dämmerzustand übergeht. Ein weiterer BCI-Experte fordert zwar, Birbaumers »salopper Umgang« mit Daten müsse beendet werden. Aber auch dieser Kollege Birbaumers will anonym bleiben. Niemand will am eigenen Leib erleben, was Martin Spüler durchgemacht hat. Einer, der Birbaumer lange kennt, zitiert die Metapher vom König, den man nur zu Fall bringen kann, wenn der erste Schlag sitzt.

Von solchen Diskussionen unbeirrt, reist Niels Birbaumer von eingeschlossenem Patient zu eingeschlossenem Patient, von Grimma in Sachsen bis nach Italien, zehn Familien betreut er derzeit.

www.reporter-forum.de

Birbaumer hat eine kleine Wohnung in Venedig, aber dort ist er kaum. Seitdem er in Tübingen, wo er noch ein Büro hat, emeritiert wurde, forscht er die meiste Zeit in Genf, finanziert vom Wyss Center, der Stiftung des Schweizer Milliardärs Hansjörg Wyss. Neben einem erwachsenen Sohn hat Birbaumer zwei kleinere Kinder, die bei ihrer Mutter in Berlin aufwachsen. Alle vier Wochen besucht Birbaumer sie, und in den Ferien kommen sie zu ihm. Er nimmt sie dann mit zu seinen Patienten, denn selbst hat er ja keine Ferien. Kinder, sagt er, seien ganz unproblematisch im Umgang mit den Regungslosen. Anders als viele der Mitarbeiter, die er in den vergangenen Jahren gehabt habe.

An einem Samstag im März 2019 hockt ein junger italienischer Wissenschaftler, an den Füßen nur Socken, vor dem Laptop, auf dem Boden neben dem Bett von Felix S., Lockedin-Patient aus Ebersberg bei München. Birbaumer nestelt an der Videokamera, mit der er die Frage-Sitzung heute aufzeichnet, und gibt einige Anweisungen auf Italienisch.

Deutsche Wissenschaftler bekomme er gar keine mehr. Denen sei das zu stressig, das Reisen, das Leid in den Familien. Er kriege nur noch Inder und Italiener, »weil sie keine Arbeit finden«, sagt Birbaumer, auch eine Russin helfe mit: »Wenn ich weiß, dass die arm sind, dann weiß ich, die stelle ich ein. Der weiß, wie schlecht es ist, wenn man kein Geld hat. Der bleibt. So eine Hochbegabung brauche ich nicht, ich brauche Ingenieure. Ich bräuchte auch Psychologen, kriege ich aber nicht, denn das sind nur Frauen, und die flippen nach zwei Malen aus. Die wollen abends zu ihrer Familie heim, die wollen nicht da rumhocken.«

Also ist Birbaumer vor allem für die Kommunikation mit den Angehörigen zuständig, die seine Mitarbeiter meistens gar nicht verstehen. Sie kümmern sich um die Technik, darum, dass die Verbindung mit den Patienten technisch funktioniert.

Felix S. ist 33 Jahre alt, vor vier Jahren bekam er, jung, stark, sportlich, die Diagnose ALS. Im ersten Sommer saß er im Rollstuhl noch dabei, wenn seine Freunde zum Grillen kamen. Aber es sei dann alles so schnell gegangen, sagt seine Frau, Lena S. Eine Woche bevor der Sohn geboren wurde, vor zweieinhalb Jahren, sprach ihr Mann zum letzten Mal. Wenn der Kleine heute vom Kindergarten nach Hause in die

www.reporter-forum.de

helle Neubauwohnung kommt, in der sich Spielzeug mit Medizingerätschaften vermischt, lässt sie ihn erst mal bei seinem Papa, er ist sehr vorsichtig, wenn er auf ihm herumklettert. Vorher tippt

Lena S. noch ein paar Fragen in den Sprachcomputer, den Felix früher mit seinen Augenbewegungen steuern konnte. Fragen, die ihr Mann nicht mehr stellen kann. »Wie war es im Kindergarten, mein Schatz?« Der Sohn erzählt dann von der Welt da draußen, die Felix S. nicht erleben kann. Für den Sohn ist die Computerstimme die des Vaters.

Lena S. war in Kontakt mit vielen Selbsthilfegruppen und Experten. Helfen konnte ihr niemand so recht, ein derart rasanter Krankheitsverlauf ist selten. Ihre Schwägerin erzählte schließlich von dem Artikel in der Zeit über den Professor, der Gedanken lesen kann. Sie schickten Birbaumer ein Video von Felix S., fuhren nach Tübingen. Birbaumers Warteliste ist lang, viele Patienten lehnt er ab. Doch Felix S., das wusste er gleich, gerade erst im vollständigen Verschwinden, mit einem robusten Körper, war ein vielversprechender Patient. Seit einem Jahr kommt Birbaumer nach Ebersberg.

Als er an diesem Nachmittag, der italienische Mitarbeiter muss das Computerprogramm schon wieder neu starten, am Bett des Patienten wartet, zeigt Lena S. auf Niels Birbaumer und sagt: »Da steht sie, unsere letzte Hoffnung.«

Birbaumer hat bei Felix S. von Anfang an wieder mit EEG gearbeitet, die Infrarot-Kappe hatte bei ihm nicht funktioniert. In den vergangenen Monaten habe die Kommunikation gut funktioniert, sagt Birbaumer. Aber viele der Standardfragen beantwortet S. mittlerweile falsch.

Lena S. sagt, sie könne am Zucken in den Augen ihres Mannes noch erkennen, wie es ihm geht und was er will. Felix S., sagt Niels Birbaumer, sei kurz davor, komplett eingeschlossen zu sein, vielleicht sei er es auch schon.

In einer nahe gelegenen Bäckerei macht Birbaumer Pause. Er merkt, dass Lena S. nervös ist, weil es heute nicht so recht klappen will mit dem Gedankenlesen. Aber ihn entmutigt das nicht. Er ist schon wieder einen Schritt weiter, allen anderen gedanklich voraus. Birbaumer will möglichst bald Mikroelektroden ins Hirn seiner

www.reporter-forum.de

Patienten implantieren lassen, das könnte auch für Felix S. die Erlösung sein, vielleicht noch dieses Jahr, sagt Birbaumer. Geld dafür hat er schon, das Wyss Center unterstützt ihn mit mehreren Millionen Euro. Das Implantieren sei »die einzige dauerhaft vernünftige Lösung«, sagt Birbaumer, nicht dieses »Herumgefiddel« mit den Hirnkappen und ihren Sensoren, die ständig verrutschen. Trotzdem gilt seine Arbeit an diesen Hirnkappen als so wegweisend, dass das Bundesministerium für Bildung und Forschung die Weiterentwicklung seiner Studien mit über 1,1 Millionen Euro bezuschusst. Das Geld wurde kurz nach der Veröffentlichung von Birbaumers angezweifelter Publikation genehmigt.

Der Professor ist müde. »Ich habe schon gesagt, ich höre jetzt bald mal auf«, sagt er, »mir reicht's, ich ertrage es auch physisch nicht mehr.« Das Problem sei nur: Außer ihm kümmere sich niemand um die Completely-Locked-in-Patienten. Die Ärzte schickten niemanden. Oft seien auch Patienten, mit denen er Erfolge hatte, aufgrund falscher Pflege oder Pflegekräfte, die sie nicht verstanden hätten, gestorben, wenn er mal längere Zeit weg gewesen sei, sagt Birbaumer. Und die anderen Wissenschaftler würden nicht fortsetzen, was er begonnen habe. Sie neideten ihm nur den Erfolg. Er kann nicht aufhören. Der Professor wirkt einsam in seinem Kampf.

Auch Martin Spüler kämpfte weiter, allein. Der Versuch, seine Entgegnung ebenfalls in PLOS Biology zu veröffentlichen, schlug zunächst fehl. Einer der wissenschaftlichen Gutachter fand die Berechnungen von Spüler nicht überzeugend und äußerte die Sorge, die Sache könne ein schlechtes Licht auf das gesamte Forschungsgebiet werfen. Man bitte um Verständnis. Doch dann geschieht etwas Seltsames: Birbaumers vielbeachteter Aufsatz in PLOS Biology, online zugänglich, bekommt ein Erratum. Der Name des Academic Editor, des fachlichen Paten der Publikation, wird ausgetauscht. Plötzlich ist es nicht mehr Nick Ramsey, eine Koryphäe und Vizepräsident der internationalen BCI Society, sondern ein US-Neurologe namens Karunesh Ganguly. Auf Anfragen antwortet Ganguly nicht. Die Nennung seines Namens sei ein Irrtum gewesen, erklärt Nick Ramsey dem SZ-Magazin, Birbaumers Papier habe er vor der Veröffentlichung gar nicht gekannt. Ist er der Ansicht, dass die dort beschriebene Kommunikation mit CLIS-Patienten funktioniert? »Ich würde mein Geld nicht drauf wetten«, sagt Ramsey. Das sei »zu

www.reporter-forum.de

enthusiastisch« verkündet worden. »Ich denke, die Ergebnisse des Papers rechtfertigen nicht all die gemachten Behauptungen.« Die Methode sei nicht für den Einsatz an Patienten zu Hause geeignet.

Am 23. März 2018 schrieb Martin Spüler einen Brief an PLOS Biology, in dem er die Entscheidung anficht, seinen Aufsatz nicht zu veröffentlichen. Die Gutachter seien befangen, vermutlich bekannt mit Birbaumer, eine objektive Begutachtung seines Aufsatzes, der Birbaumers wichtiges Paper widerlegt, sei damit nicht möglich. Spüler schrieb: »Die Frage, ob Kommunikation im Completely-Lockedin-Zustand möglich ist, ist von großer Bedeutung für Patienten, Familien und Pfleger.«

Insgesamt bemühte sich Spüler 18 Monate, seine Entgegnung bei PLOS Biology zu veröffentlichen. Erst als ein dritter, von der PLOS- Redaktion wie üblich anonym gehaltener Gutachter ins Spiel kommt, der Spülers Kritik mit deutlichen Worten unterstützt, sieht das Journal sich gezwungen, Spülers Artikel zu akzeptieren, die Veröffentlichung wird für April 2019 angekündigt.

Als Birbaumer erfährt, dass Spülers Widerlegung veröffentlicht wird, weigert er sich weiter, sein Papier von 2017 zurückzuziehen. Das hätte die Geschichte vermutlich einigermaßen glimpflich beendet. Stattdessen schreibt Birbaumer lange Entgegnungen an PLOS Biology, die dem SZ-Magazin vorliegen. Ein Experte bezeichnet sie als »zutiefst verwirrend«.

Spüler beschließt, nun auch an seiner Universität offiziell Beschwerde einzureichen. Er schreibt der Ombudsfrau und bittet um einen Termin. Sie habe Spülers Argumente überzeugend gefunden, berichtet er. Sie verweist ihn direkt an den Dekan seiner Fakultät. Dekane zählen im Universitätsbetrieb zu den mächtigsten Figuren, sie entscheiden über das Weiterkommen junger Wissenschaftler, an ihrem Veto können Karrieren zerbrechen. An der Uni Tübingen kursiert der Vorwurf, wonach der Dekan der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät, der mit Niels Birbaumer gut bekannt ist, also der oberste Vorgesetzte von Martin Spüler, Spüler unter Druck gesetzt habe. Er soll ihm zu verstehen gegeben haben, Spülers Karriere werde schnell vorbei sein, sollte er die Vorwürfe gegen Birbaumer weiter verfolgen. Auf eine SZ-Magazin-Anfrage an den Dekan meldet sich ein Universitätssprecher mit

www.reporter-forum.de

einem schriftlichen Statement, in dem er erklärt, dass die Universität diese Vorwürfe derzeit »disziplinarrechtlich prüfen« lasse, der Beschuldigte aber gegenüber der Universität »alle Vorwürfe einer unzulässigen Einflussnahme zurückweist«. Seit einigen Wochen ist Spüler im Kontakt mit dem SZ-Magazin. Die Vorwürfe klangen zunächst ungeheuerlich. Zu oft melden sich enttäuschte Forscher, die sich von Vorgesetzten ungerecht behandelt fühlen.

Unsere Recherchen bringen jedoch zutage, dass die Sache hinter den Mauern des Wissenschaftsbetriebes bereits eskaliert: An der Universität Tübingen wurde ein förmliches Verfahren wegen des Verdachts des wissenschaftlichen Fehlverhaltens gegen Birbaumer eingeleitet, wie die Universität bestätigt. Es ist der schlimmste Vorwurf, den es gegen einen Forscher geben kann. Birbaumer und sein Mitarbeiter Ujwal Chaudhary, Hauptautor der fraglichen PLOS Biology-Studie, wurden von einer Kommission in mehrstündigen Sitzungen befragt. Auch beim wichtigsten Geldgeber der deutschen Wissenschaft, der Deutschen Forschungsgemeinschaft, sind die Vorwürfe bekannt. Deren Sprecher bestätigt auf Anfrage, es werde geprüft, ob es ein Untersuchungsverfahren gegen Birbaumer geben soll.

Bemerkenswert ist, dass seit dem Erscheinen der PLOS Biology-Studie vor über zwei Jahren, die in Fachkreisen von Anfang an auf Zweifel stieß, niemand außer dem Informatiker Martin Spüler den Finger heben wollte. Aus der Universität Tübingen ist die Sorge zu hören, die erst 2012 gewonnene Auszeichnung als Exzellenz-Universität könnte ins Wanken geraten.

Das gesamte Fachgebiet weltweit, die Forschung an Gehirn-Computer-Schnittstellen, könnte wegen dieser Geschichte Schaden erleiden, fürchten Birbaumers Kollegen. Wie ist es zu vertreten, dass ein guter Ruf wichtiger ist als die Aufdeckung wissenschaftlichen Fehlverhaltens? Wiegen Name und Rang eines Forschers schwerer als die Qualität und Sauberkeit seiner Arbeit? Eminenz statt Evidenz – diese oft lustig gemeinte Phrase aus der Wissenschaft wäre plötzlich bittere Realität. Der Fall Birbaumer, dieser Verdacht drängt sich auf, ist mehr als ein merkwürdiger Einzelfall. Er ist Ausdruck eines Systemfehlers im Wissenschaftsbetrieb, wo möglichst viele und aufsehenerregende Publikationen die härteste Währung sind – nicht zuletzt um an Fördermittel zu gelangen.

www.reporter-forum.de

Es gibt auch Kollegen von Birbaumer, die von ihren Zweifeln an seiner Arbeit nicht offen sprechen wollen, weil sie sich sorgen, Birbaumers Lebenswerk könne in Misskredit geraten, »nur weil er einmal Schmu gemacht hat«, wie es einer formuliert.

Schmu? Kann man es so bezeichnen, wenn Angehörige von CLIS-Patienten glauben, es sei möglich, mit ihren Lieben zu kommunizieren? Und: War der »Schmu« um das berühmt gewordene Papier von 2017 der einzige? Es kam zumindest zu einem weiteren ungewöhnlichen Vorfall. Als ein Mitarbeiter Birbaumers, ein Doktorand aus Ecuador, auf Basis der 2014 in Neurology veröffentlichten Studie über die erste Kommunikation mit Waltraut Faehnrich seine Disseration einreichen wollte, lehnen Gutachter der Uni Tübingen die Promotion ab. Die Mängel waren gravierend. Für eine Sensation genug, für einen Doktortitel zu wenig?

Erst vor wenigen Tagen weist ein Wissenschaftler das SZ-Magazin zudem darauf hin, dass weitere Studien aus Birbaumers Arbeitsgruppen auffällige Mängel bei der Daten-Auswertung enthalten sollen.

Birbaumer sei in vieler Hinsicht genial, beteuert ein deutscher Spitzenforscher, der ihn lange kennt, »aber er braucht stets ein Korrektiv«. Starke Mitarbeiter, die seine sprudelnden Ideen auf ein stabiles Fundament stellen. Das sei in den vergangenen Jahren immer seltener der Fall gewesen. Die Beharrlichkeit von Martin Spüler sei eine »heroische Tat«, ein »David-gegen-Goliath-Kampf«, der im »wissenschaftlichen Suizid für Spüler« enden könne, sagt der Wissenschaftler. Vor einem halben Jahr teilte die Uni Tübingen Martin Spüler mit, sein Vertrag werde nicht verlängert. Seit Anfang April ist Spüler arbeitslos. Er will nun warten, was die Untersuchungen der Universität ergeben. Und dann entscheiden, ob er weiter in der Wissenschaft arbeiten will. Spüler wollte nie, dass die eingesperrten Gedanken der Patienten für ihn so ein bestimmendes Thema werden. Aber nun hat er sich schon anderthalb Jahre sehr intensiv damit beschäftigt. Und aus den Zweifeln an einer wissenschaftlichen Studie wurden für ihn die Zweifel am wissenschaftlichen System.

Niels Birbaumer, im Umgang mit Journalisten routiniert, stimmt einem zweiten, ausführlicheren Interview zu. Zwei Wochen nach dem ersten Treffen ist er am 25.

März wieder bei Felix S., dem er schon bald, nun könnte es laut Birbaumer bereits in

www.reporter-forum.de

wenigen Wochen so weit sein, als erstem ALS-CLIS-Patienten Mikroelektroden direkt ins Hirn setzen lassen kann. Es wäre das Finale seiner Arbeit, ein letzter Schritt, alle seine Gegner davon zu überzeugen, dass er Recht hat. Wir treffen Birbaumer an diesem Montagmittag in einer Trattoria in Ebersberg.

Birbaumer kommt schnell selbst zum Punkt, bevor wir unsere Rechercheergebnisse ansprechen können: Sein Papier in PLOS Biology sei »massiv angegriffen« worden, doch er sei sich keiner Schuld bewusst. Seine Kritiker nennt er faul, »die sitzen den ganzen Tag am Rechner und glotzen in den Bildschirm rein«. Er habe vorgeschlagen, dass Spüler doch mal mitkommen solle zu einem Patienten. Aber Spüler habe nur auf seiner Statistik bestanden. Das Gespräch wird angespannter, als wir auf die konkreten Fehler eingehen, die Birbaumer vorgeworfen werden – die Zahlen, die seine Thesen nicht stützen, die fehlenden Daten. Es nennt es »Informatiker-Geplänkel«. Martin Spüler sei bei der Datenerhebung nicht dabei gewesen und könne deshalb nicht beurteilen, wie gut das System funktioniere. »Ob Herr Spüler sagt, das ist richtig oder nicht, das ist mir egal, weil ich weiß, was richtig und was falsch ist an diesen Daten, weil ich bei den meisten dabei war.« Auch die Kommission der Uni Tübingen interessiere ihn überhaupt nicht, sagt Birbaumer. Er wolle seinen Aufsatz nicht zurückziehen, ehe er eine Evidenz habe, »dass da was wirklich faul ist«. Was wäre denn ein Beweis, der ihn überzeugen würde? »Wenn der Chaudhary Daten manipuliert hätte. Das kann ja sein. Ich kann ihm ja nicht auf die Finger schauen.« Ujwal Chaudhary schreibt dem SZ-Magazin auf Anfrage, dass bei dem Paper keine Daten manipuliert worden seien und er daher keinen Anlass sehe, die Publikation zurückzuziehen.

Seinem Mitarbeiter Chaudhary, sagt Birbaumer, gehe die Sache »sehr nahe«, der sei ja für die Zahlen zuständig, aber »ob der sich da einmal verrechnet hat oder nicht, ist doch vollkommen wurscht«. Man gewinnt wieder den Eindruck: Birbaumer glaube, es gehe hier nur um lästige Details und ihn interessierten nur die ganz großen Fragen. Wie hatte er beim ersten Treffen in Ebersberg gesagt: »Ich weiß ja, wo die Gedanken herkommen. Ich weiß ja, wo ich hin muss!« An diesem Tag nun muss er los, Fragen an Felix S. stellen.

www.reporter-forum.de

Am nächsten Tag schreibt Niels Birbaumer eine Mail an das SZ-Magazin, in der er suggeriert, Martin Spüler könnte von der »Konkurrenz«, von »Facebook« oder von »Versicherungen« bestochen worden sein. Auf Nachfrage sagt Spüler: »Da ist absolut gar nichts dran.«

Im März 2019 stirbt Waltraut Faehnrich fast. Fünf Wochen lang liegt sie auf der Intensivstation. Eine schwere Lungenentzündung. Am Tag nach ihrer Entlassung aus dem Krankenhaus hat Joachim Faehnrich seine Frau und eine Pflegerin zum großen Schlagerfest von Florian Silbereisen in die Hamburger »Barclaycard Arena« gefahren, von den Behindertenplätzen aus hat man beste Sicht. Es sei komisch gewesen, sagt Joachim Faehnrich. Wegen Silbereisens Trennung von Helene Fischer.

Die Kappe von Birbaumer hat Joachim Faehnrich seiner Frau noch nicht wieder aufgesetzt. Sie müsse sich erst mal erholen. Keine unnötige Anstrengung, wenn nicht gerade Schlagerfest ist. Der Professor komme im April mal wieder zu Besuch. Joachim Faehnrich hat neue Fragen an Waltraut notiert, die ihm auf der Intensivstation gekommen sind. Hat dir die Massage gefallen? Tut dir die rechte Schulter noch weh? Und es ist an der Zeit, ihr wieder die schwerste Frage zu stellen.

Möchtest du weiterleben?

Bislang hatte Waltraut Faehnrich dem Computer zufolge immer mit Ja geantwortet. Sollte sie eines Tages verneinen, würde Joachim Faehnrich einen Arzt informieren. In dessen Anwesenheit würde er ihr die Kappe nochmals aufsetzen und sie wieder fragen. Für den Fall, dass die Stimme aus dem Computer erneut Nein sagt, hat sich Joachim Faehnrich alles überlegt. Die Musik. Das Licht. Den Moment, wenn der Arzt, wahrscheinlich im Abschiedsraum eines Krankenhauses, die Beatmungsmaschine abstellt. 35 Minuten bleiben dann. Der Tod seiner Frau ist zwei Fragen und 35 Minuten entfernt.

Joachim Faehnrich will nicht daran denken. Es gibt für ihn kein Leben ohne Waltraut. Manchmal fühlt er sich ihr näher denn je. Durch diese Krankheit seien sie zu einer Person geworden, sagt er. Körper und Geist. Es ist, als hätten sie keine Geheimnisse mehr voreinander, seitdem seine Frau nicht mehr sprechen kann, sagt

www.reporter-forum.de

Joachim Faehnrich. Was soll er denn machen ohne sie? Nur noch auf dem Sofa liegen? Sturm der Liebe guckt er nicht ohne Waltraut.

»Ohne die Möglichkeit zu kommunizieren wäre unser Leben nicht so erfüllt«, sagt Faehnrich. Er möchte etwas von dem weitergeben, was er in den vergangenen zwölf Jahren gelernt hat. Er beantwortet nun, wenn er mal eine Pause vom ALS-Alltag hat, die Fragen Angehöriger von ALS-Kranken und betreut weitere Locked-in-Patienten, er hat sich auch zum Sterbebegleiter ausbilden lassen. Diese Krankheit ist zu einem wichtigen Teil seines Lebens geworden, weil Waltraut der wichtigste Teil seines Lebens geblieben ist.

Den Professor nennt Joachim Faehnrich nur noch »Niels«. Manchmal schimpft er mit ihm am Telefon, wenn der Computer mal wieder streikt. Aber sie sind Freunde geworden. Auf dem Desktop seines Computers ist ein Bild zu sehen, das die Faehnrichs im Kreise ihrer Pflegerinnen und mit Niels Birbaumer zeigt, auf der Feier zu ihrer Goldenen Hochzeit 2018 in Mölln. Der Professor hielt eine Rede. Darin sagt Birbaumer, vielleicht habe Waltraut das antike »Ideal« des »Vita Contemplativa« erreicht, »ein Denken und Fühlen ohne bestimmten Zweck oder Wunscherfüllung«. Das habe Niels ja auch mit seinen Befragungen der Completely-Locked-in-Patienten gezeigt, sagt Joachim Faehnrich: Deren Lebenszufriedenheit sei hoch.

Was sagt Joachim Faehnrich dazu, dass es Wissenschaftler gibt, die anzweifeln, dass der Wundercomputer von Niels Birbaumer funktioniert?

»Das ist mir völlig egal«, sagt Faehnrich. »Die können so viel rechnen, wie sie wollen. Ich weiß ja, dass es funktioniert. Ich bin der Einzige, der das beurteilen kann, weil nur ich so ein Gerät zu Hause habe.«

Die Hoffnung und der Wille sind alles, was dem Ehemann bleibt. Und alles, was er braucht. Mehr als die Hoffnung und den Willen hat der Professor auch nicht.

Bloß: Er bräuchte mehr.

www.reporter-forum.de

AUS DEN AUGEN

Als Jugendliche spielen sie zusammen Basketball, als gäbe es nichts anderes. Dann erleidet einer der Freunde mehrere Schlaganfälle, er wird schwerstbehindert. Die anderen schieben einen Besuch bei ihm vor sich her, Jahr für Jahr – bis jetzt. Die Geschichte einer schweren, schönen Reise

Von Katrin Blum, SZ Magazin, 10.05.2019

Mićo atmet nicht mehr. Er kneift die Augen zusammen, verzieht das Gesicht, als habe er Schmerzen, legt den Kopf in den Nacken und bläht die Backen auf. Sein Körper ist steif, noch steifer als ohnehin schon. »Mićo, atme«, sagt seine ältere Schwester Pejka laut, aber nicht aufgeregt. Dann macht sie ein langes »Schschsch«. Sie steht vor ihm, legt ihre Hand auf seine Brust und schaut ihm in die Augen. »Alles gut, Mićo. Komm, atme. Die Jungs kommen doch gleich.«

Schließlich reißt Mićo den Mund auf und holt laut und tief Luft wie jemand, der zu lange unter Wasser war. Ein paar Atemzüge geht das so, dann ist es vorbei. Pejka kennt das. Mićo macht das häufig. Warum, weiß sie nicht. Niemand weiß das. Es ist eines der vielen Fragezeichen in Mićos Leben, die anderen Menschen Angst davor machen, Zeit mit ihm zu verbringen. Sie wissen nicht, wie sie mit ihm umgehen und kommunizieren sollen, weil er nicht mehr sprechen kann. Sie wissen nicht, was er versteht und begreift. Ob sie ihn anfassen dürfen, und wenn ja, wie. Was in ihm vorgeht und welche Wünsche, Sehnsüchte oder Ängste er hat.

Mićo ist 43 Jahre alt, hatte mit 23 seinen ersten Schlaganfall, mit 32 den zweiten und vor vier Jahren den dritten, der so schwer war, dass er seitdem schwerstbehindert ist. Sprechen, selbständig essen, laufen: Das alles geht nicht mehr. Pflegegrad 5 von 5. Auf den ersten Blick kann er nichts mehr. Vor allem nichts mehr geben. Er hält seinem Gegenüber höchstens einen Spiegel vor, wie das Leben aussehen kann, wenn man ganz viel Pech hat. Besuch ist selten. Außer seiner Schwester Pejka und ihrem Lebensgefährten kommt eine Freundin zu ihm, einmal in der Woche. Andere Begegnungen könnte Pejka an einer Hand abzählen. Sie lässt es lieber.

www.reporter-forum.de

Ein Jahr lang pendelte sie jedes zweite Wochenende von München nach Stuttgart, wo Mićo in einem Pflegeheim lag. Dann holte sie ihn nach München. Pejka, die, weil ihre Eltern nicht mehr leben, Mićos gesetzliche Betreuerin ist, weiß, dass er dadurch noch weiter weg von seinen Freunden ist. Aber so kann wenigstens sie sich besser um ihn kümmern.

Mićos linke Körperhälfte ist vollständig gelähmt, die rechte nur teilweise. Das Bein zum Beispiel kann er bewegen, den Arm und die Hand eigentlich auch, wenn da nicht die Spastik wäre, die es ihm schwermacht. Damit er andere wahrnehmen kann, müssen sie sich in sein Sichtfeld bewegen. Und selbst wenn es so scheint, als würde er durch einen durchschauen, kann er erkennen, wer da vor ihm steht. Freut er sich, reißt er die Augen weit auf und lächelt, soweit es ihm gelingt.

In guten Momenten kommuniziert Mićo: Daumen hoch heißt Ja, Daumen runter Nein. In guten Momenten merkt man, dass er auf seine Art sehr wohl noch etwas geben kann. In schlechten Momenten macht er nichts, reagiert nicht, schaut weg oder hält die Luft an, so wie gerade. Vor einer Stunde hat ein Pfleger ihn geduscht. Ein Kraftakt, denn Mićo ist groß und schwer und hat sich heftig dagegen gewehrt. Wenn ihm etwas nicht gefällt, dann zeigt er es, indem er sich weigert mitzumachen, sich versteift oder versucht, einen von sich zu drücken. Hat der Pfleger ihn falsch angefasst? Ihn nicht auf den nächsten Schritt vorbereitet? Mag Mićo den Pfleger einfach nicht? Vielleicht alles, vielleicht nichts davon. Vielleicht ist es auch die Aufregung, weil heute die Jungs kommen: Zehn Freunde, Ante, Bajo, Flo, Goran, Hrvoje, Ivan, Milan, Nenad und Patrick, mit denen er früher Basketball gespielt hat, und Sascha, der mal sein bester Freund war, sind auf dem Weg zu ihm. Große Pläne haben sie nicht gemacht, sie wissen ja nicht, wie lange er durchhält. Nur eines: Sie wollen mit ihm auf den Freiplatz gehen, um ihr Spiel zu spielen, auch wenn Mićo nur zuschauen kann. Bajo, Flo und Sascha kennen seinen Zustand schon. Ihr voriger Besuch ist lange her. Die anderen sieben wissen nur aus Erzählungen, was sie erwartet.

Milan: »Wir haben oft drüber geredet, ihn zu besuchen. Ich habe immer gesagt, das ist nicht so mein Ding, da hinzugehen. Meine Oma lag lange im Sterben. Ich hätte

www.reporter-forum.de

sie lieber anders in Erinnerung gehabt. Und dann ist da so eine Unsicherheit, wie man mit Mićo umgehen soll und was man zu ihm sagt.«

Patrick: »Bei mir ging es familiär nicht. Man nimmt es sich vor, dann vergisst man es wieder, dann nimmt man es sich wieder vor. Und alleine wäre es noch schwerer als in einer Gemeinschaft.«

Goran: »Ich hatte immer Schiss, alleine hinzugehen. Das sag ich ganz ehrlich. Weil ich nicht wusste, wie ich mich in der Situation verhalten soll. Aber ich dachte, wenn es die Mannschaft ist, bin ich auf jeden Fall dabei.« Ante: »Als Erstes wird da ein Schock sein. Dann werden die Leute auftauen. Du kannst ja nichts ändern. Das ist das Schlimme. Du musst damit klarkommen, dass es nicht änderbar ist.«

Sascha: »Allen, die Mićo gekannt haben, tut es brutal weh, ihn so zu sehen. Und dann noch diese Machtlosigkeit. Ich bin ein Riesenfeigling, was das angeht.«

Nenad: »Es ist bestimmt sehr schwer für einen Kerl, festzustellen, dass deine Kräfte schwinden. Du bist nicht mehr Herr der Lage.«

Flo: »Hoffentlich wird es ihm nicht zu viel.«

Es ist der erste warme Samstag im Jahr. Bajo wird mit dem Flugzeug aus Osnabrück nach München kommen, Flo mit dem Auto aus Regensburg. Die anderen haben sich am frühen Morgen auf einem Parkplatz in Stuttgart verabredet, um in Kolonne zu Mićo ins Pflegeheim zu fahren. Sascha ruft an. Seine S-Bahn fährt nicht. »Ich renn jetzt zur U-Bahn. Aber ich weiß nicht, wann ich dann da bin.« Er stockt. Dann sagt er: »Sonst fahrt halt ohne mich.« Es klingt, als wäre ihm das auch recht. »Nix da. Renn. Wir warten«, sagt Goran. Und Sascha rennt, um eine Reise anzutreten, vor der sie sich alle fürchten.

Werden sie Mićo durch ihre Anwesenheit nur vorführen, was er alles nicht mehr kann? Oder wird er es genießen, im Kreise seiner Freunde zu sein, bei seinem Spiel, das er so sehr liebte? Dürfen sie weinen, wenn sie ihn sehen? Oder zeigen sie ihm damit, dass sein Zustand zum Heulen ist? Wie sollen sie mit ihm reden? Wann ist etwas Zuwendung, wann Zumutung? Werden sie Vorwürfe spüren? Werden sie in seiner Krankheit ihre eigene Vergänglichkeit erkennen? Alles Fragen, die sie sich wieder und wieder gestellt haben, auf die sie keine Antworten fanden.

www.reporter-forum.de

Dass Jugendfreundschaften, die für die Ewigkeit geschaffen schienen, sich mit den Jahren lösen, fast unmerklich und unausgesprochen: Das ist wohl eher die Regel als die Ausnahme. Dann hat man vielleicht immer wieder ein schlechtes Gewissen, kann sich aber sagen: Wir melden uns ja beide nicht, ich bin nicht allein verantwortlich. Aber Mićo lässt keine Ausflüchte zu. Er kann sich nicht selbst in Erinnerung rufen. Keine Anrufe, keine Nachrichten, keine Statusmeldungen in sozialen Netzwerken. Und jeder Freund weiß: Ich müsste jetzt, ich sollte endlich.

Der Funke, den es manchmal braucht, um etwas in Bewegung zu bringen, war ein Foto, aufgenommen am 3. Oktober 2014, 15 Tage vor Mićos drittem Schlaganfall. An diesem Tag hatten die Freunde nach langer Zeit wieder zusammen Basketball gespielt. Die Auswirkungen von Mićos ersten Schlaganfällen waren zu spüren: Er tat sich mit bestimmten Wörtern schwer, stotterte manchmal, wirkte ruhiger als sonst und in Gesprächen plötzlich abwesend, seine rechte Hand war leicht verkrampft. Aber er spielte.

Später hatten sie sich vor den Korb gestellt, um ein Gruppenbild aufzunehmen. Vor ein paar Monaten postete es einer von ihnen auf Facebook. Nur so, als Erinnerung. Heute wissen sie nicht einmal mehr, wer von ihnen das war, weil derjenige das Foto wieder löschte. Trotzdem: Mićo war wieder sichtbar. Es reichte für einen Kommentar, man müsse Mićo doch mal besuchen.

Die Freunde schrieben hin und her: Ja, unbedingt, nur wann und wie? Im Frühling? Frühling klang gut, aber auch noch lange hin. Andererseits durfte es nicht zu kalt sein, schließlich wollten sie mit Mićo ja auf den Freiplatz gehen. Fast schien es, als würde aus dem Funken kein Feuer werden, weil sie kein Datum fanden und dann eine ganze Weile gar nichts mehr passierte.

Es war Ante, der Anfang 2019 schrieb: »Jungs, lasst uns das jetzt machen. Setzen uns einen Samstag mal ins Auto und los. Schlage Ende März, Anfang April vor.« Und dann ging es schnell. Sie einigten sich auf Ende März, und als Hrvoje, der inzwischen in Zagreb lebt, zwei Tage später schrieb: »So, Flug gebucht«, war die Sache klar.

www.reporter-forum.de

Es ist elf Uhr, als die acht Freunde vor dem Pflegeheim stehen. Sie haben verabredet, dass sie draußen warten, bis alle da sind, und Bajo und Flo fehlen noch. Pejka kommt durch die Tür. Sie ruft: »Hallo, Jungs!«, und strahlt dabei, als würde sie jetzt erst begreifen, dass wirklich alle gekommen sind. Sie stellt sich auf die Zehenspitzen und umarmt einen nach dem anderen.

Schließlich kommen auch Bajo und Flo. Umarmungen, Lachen. »Hat sich nichts verändert«, sagt Goran. »Die gleichen Gesichter, die gleichen Witze. Nur Blödsinn im Kopf.« Bajo läuft auf Milan zu: »Hey, Milan. Ganz schön rund geworden! Du vorne und ich hinten.« Beides ist nicht zu übersehen. Milan isst gern, und Bajo hat Morbus Bechterew, eine chronische Krankheit, bei der sich die Wirbelsäule versteift und verformt. Er kann sich nicht mehr aufrichten. Früher war er so groß wie die anderen, jetzt muss er sagen: »Komm mal runter zu mir, ich will dich umarmen.« Er nimmt seine Krankheit mit Humor. Er weiß ja, dass es immer noch schlimmer kommen kann.

Pejka ist noch mal ins Haus gegangen, um nach Mićo zu schauen. Hoffentlich hat er sich beruhigt. »Ich hol' euch gleich.« Die Freunde bleiben draußen, erzählen einander alte Geschichten. Sie reden auch darüber, wie sie sich alle verändert haben, älter geworden sind, Meniskusrisse, Bandscheibenvorfälle, Knie, die »im Arsch sind«, graue Haare, schlechte Augen, über Krankheiten in ihrem Umfeld und über Menschen, die gestorben sind, als würde es das, was sie gleich erleben werden, leichter machen.

»Jungs, ihr könnt jetzt rein«, ruft Pejka, und plötzlich sind alle still. Sie wollen nacheinander in Gruppen zu Mićo zu gehen, um ihn nicht zu überfordern. Während die einen im Hof des Pflegeheims warten, wo Pejka belegte Brote und Schnaps – »falls einer einen braucht« – hingestellt hat, gehen Hrvoje, Ante und Milan zu Mićo ins Zimmer. Sie klopfen vorsichtig und öffnen die Tür. Mićo liegt auf dem Bett, dessen Rückenlehne nach oben gestellt ist, damit er sie besser sehen kann. Hrvoje geht ums Bett und beugt sich runter. »Mićo, hi, ich bin's, Pünktchen.« Als Mićo Hrvojes Spitznamen hört, hebt er die Augenbrauen und rollt mit den Augen, als würde er in seinem Kopf nach Erinnerungen suchen. Hrvoje nimmt vorsichtig Mićos Hand. Und auf einmal sind da Tonnen von Gefühlen in Hrvoje, so viele, dass er nicht mehr weiß, wo er sich im Raum befindet: Wie hilflos Mićo da in seinem Bett liegt. Sein Bein, das er anzieht und das hin und her wankt. Die Tränen, die Mićo die Wange herunterlaufen,

www.reporter-forum.de

als er sieht, dass da seine Freunde vor ihm stehen, das schwere Atmen dabei. Als Hrvoje merkt, dass er jetzt kein Wort mehr herausbekommen wird, lässt er die Hand los und tritt zur Seite.

Ante übernimmt: »Mićo, hey, hi. Freust du dich? « Mićo nimmt seinen Arm hoch, dreht die Faust und streckt den Daumen. »Daumen hoch? Heißt Ja? Sehr gut. «

Milan legt seine Hand auf Mićos Knie. »Wir haben noch ein paar Jungs dabei, denen du sehr ans Herz gewachsen bist. Eigentlich sind wir alle nur älter und hässlicher geworden, als wir eh schon waren. Wirst ja gleich sehen.« Mićo schaut ihn an, kneift die Augen zusammen, atmet tief ein und aus. Weil Milan das alles nicht deuten kann, sagt er: »Kommt, wir lassen ihn mal. Wir kommen später wieder, damit du erst mal alle siehst.« Dann gehen sie raus, neunzig Sekunden nachdem sie reingekommen sind.

Als sie im Hof stehen, sind sie sich nicht sicher, ob sie Mićo damit gekränkt haben, nur so kurz bei ihm gewesen zu sein. Andererseits: Sie werden ihn ja gleich wiedersehen. Und sie brauchen Luft. Dringend. Alle drei hatten bis eben nur Bilder von Mićo im Kopf, als er noch gesund war, athletisch, sprunggewaltig, ausdauernd und schnell, einer der besten Spieler von ihnen, immer schwer zu verteidigen, weil er jeden Gegner überraschte. Die Ruhe und Wärme, die er jenseits des Platzes ausstrahlte, seine Gutmütigkeit, seine Hilfsbereitschaft, das breite Grinsen. Jetzt ist das, was sie immer nur gehört hatten – es habe ihn sehr schwer getroffen –, plötzlich Realität geworden. Den alten Mićo gibt es nie mehr.

Goran, Ivan und Nenad sind die Nächsten. Goran reibt und knetet die Hände, holt tief Luft, dann geht er ums Bett, bückt sich, geht mit seinem Gesicht ganz nah an Mićo, schaut ihm in die Augen, flüstert: »Mićo.« Dann legt er eine kleine Plastikdose, in der ein Kreuz an einer Kette liegt, auf den Nachttisch und lässt Ivan vor. Der macht das Gleiche wie Goran, geht ganz nah vor Mićos Gesicht und flüstert ihm etwas zu.

Nenad, der hinter den beiden steht, legt den Kopf in den Nacken, damit die Tränen zurück in die Augenhöhlen fließen können. Er möchte nicht weinen. Er möchte Mićo nicht voller Mitleid begegnen. Goran sagt: »Gut, dich gesehen zu haben.« Er

www.reporter-forum.de

räuspert sich, senkt den Kopf, hält die Hand vor die Augen und läuft aus dem Zimmer. Er flüstert: »Ich muss raus.« Ivan läuft ihm hinterher. Nenad bleibt allein zurück.

»Erkennst du mich, Mićo? Ich bin's, Nenad.« Mićo rollt wieder mit den Augen und atmet schneller. Nenad nimmt Mićos Hand in seine und schaut ihn an. Stille. »Ich bin mit den Jungs gekommen.« Stille. »Wir haben uns lange nicht gesehen. Tut mir leid, dass wir uns so lange nicht gesehen haben. Aber ich wollte unbedingt kommen. Ich hab dir was mitgebracht.« Er hält Mićo ein Foto hin. »Schau, das war mein 20. Geburtstag. 25 Jahre her ist das. Da bist du mit langen Haaren. Du warst ein fescher Kerl. Die Mädels standen auf Jungs mit langen Haaren. Schöne Zeiten waren das. Das waren schöne Zeiten.« Stille.

Nenad setzt sich, lässt Mićos Hand nicht los, streichelt mit dem Daumen darüber. Und Mićo zieht die Hand nicht weg – obwohl er könnte.

Fünf Minuten lang kein Wort, nur gegenseitige Blicke und leise Tränen.

Durch die Tür hört man zwei Pflegerinnen lachen. Sie sprechen über das schöne Wetter.

Ivan: »Ich war ehrlich gesagt geschockt. Ich hatte nicht erwartet, ihn in so einem Zustand zu sehen. Goran und ich waren beide so überwältigt, dass wir uns vor der Tür spontan umarmt haben.«

Goran: »Der erste Anblick war für mich schlimm, weil ich Mićo noch voll als Kante in Erinnerung hatte. Und jetzt dieser Anblick, in dieser komplett verkrampften Position.« Flo: »Mićos Augen sind mir aufgefallen. Ich hatte den Eindruck, er erkennt mich. Das war gut, dann bin ich auch ruhiger geworden. Ich hab ihm dann die Hand und den Arm gestreichelt, einfach, um Kontakt zu ihm zu haben. Lustig, früher hat sich Mićo immer beschwert, wenn man ihn angefasst hat. Aber die Zeiten ändern sich.«

Patrick: »Ich konnte nicht deuten, wie er auf mich reagiert hat und welche Reaktion was bedeutet. Vielleicht war ihm auch alles zu viel. Ich weiß es nicht.«

Bajo: »In mir ist wohl die Trauer aufgestiegen. Wenn ich nicht schnell wieder rausgegangen wäre, hätte ich direkt losgeheult. Ich musste raus. Boys don't cry.«

www.reporter-forum.de

»Okay!«, ruft Pejka jetzt: »Ich brauche drei starke Jungs, die Mićo in den Rollstuhl setzen.« Hrvoje, Flo und Nenad gehen mit. Die anderen bleiben im Hof. Sascha verschwindet um die Ecke. Niemand weiß, warum. Er wird dort eine Weile bleiben.

Drinnen erklärt Pejka, wie sie Mićo in den Rollstuhl setzen. Nenad sagt: »Wir schaffen das zusammen.« Sicherheit in der Stimme, Unsicherheit im Blick. Pejka sagt: »Mićo, pack den Hrvoje um den Hals. Richtig. Pack ihn. Pack ihn. Und jetzt, eins, zwei, drei, hoch! Hab keine Angst, die Jungs halten dich.« Hrvoje und Flo sagen nichts. Sie halten nur.

Wofür andere fünf Sekunden brauchen, das dauert bei Mićo fünf Minuten. Aber dann ist er fertig, und sie ziehen los. Das Ziel: der Freiplatz. Die fragenden Blicke der Passanten sind egal. »Wie früher«, sagt Hrvoje und lacht. »Wie eine Gang.« Er, Ante, Milan und Ivan gehen vorneweg. Flo und Bajo laufen neben Pejka, dahinter Nenad, der den Rollstuhl schiebt und der sich diese Aufgabe heute nicht mehr nehmen lässt. »Du machst das echt gut«, sagt Pejka. »Ja, ein bisschen Gefühl hab ich halt auch«, antwortet Nenad. Sascha, der wieder aufgetaucht ist, und Patrick gehen hinter dem Rollstuhl, Goran ist mal hier, mal dort.

Auf dem Freiplatz fängt Flo an zu dribbeln. Man hört den dumpfen, satten Ton mit kurzem, hohem Nachhall, den ein Basketball macht, wenn er auf den Boden prallt. »Das ist doch ein schönes Geräusch«, sagt Flo. Mićo dreht den Kopf zum Ball und lächelt. Die anderen fangen an zu spielen – und Sprüche zu machen.

»Haben wir Voltaren dabei? Ibuprofen? Einen Defibrillator?«

»Hey, ihr steht alle auf einem Haufen. Kuschelt ihr, oder was?«

»Alter, ich krieg gleich einen Herzkasper nach zwei Minuten.«

»Was? Wollen wir labern oder spielen?« »Wir brauchen noch ein cholerisches Arschloch, das uns die ganze Zeit anschreit.«

»Hey, das war ein Foul.« »Kein Blut, kein Foul.«

»Bajo, mach mal gescheite Pässe. Der Korb ist da oben, und du guckst immer runter.« Mićo sitzt daneben und lächelt immer noch. Früher hätte er »Ja, Mann!«

www.reporter-forum.de

gerufen und gegrinst. Früher hätten sie sich nach dem Spiel hingesetzt und eine Zigarette geraucht. Mićo hätte irgendwann »Nee, weisch« gesagt und angefangen, eine Geschichte zu erzählen, und alle hätten sich totgelacht. »Wir waren Möchtegernerwachsene«, sagt Goran. »Jeder wollte der Coolste in der Clique sein. Die meisten von uns sind ja aus dem ehemaligen Jugoslawien. Gastarbeiterkinder. Und der Krieg damals in den Neunzigern hat dazu geführt, dass wir uns noch mehr beweisen wollten.« Es gab Konflikte zwischen und innerhalb von Familien, die Eltern arbeiteten viel oder waren mit dem Kopf woanders. »Wir sind aus unserem Leben geflüchtet. Basketball war ein Ventil für uns. Wir waren süchtig danach.« Mićo war der Erste, der einen Alley-oop konnte, bei dem ein Spieler einen Pass in der Luft fängt und noch während des Flugs einen Korb macht. »Wir waren alle beeindruckt und neidisch auf ihn.«

Als ginge ihm so eine Szene durch den Kopf, sagt Flo: »Der verarscht uns doch die ganze Zeit. Gleich steht er auf und sagt, ich zeig's euch jetzt.« Pejka seufzt und sagt: »Aber wenigstens Auge in Auge kann er mit euch sein.« Dann schnallt sie Mićo an, stellt seine Füße auf die Erde und lässt den Rollstuhl nach oben fahren, sodass er aufrecht steht, gehalten vom Rollstuhl.

Ein paar Minuten lang steht er da allein. Er wirkt verloren, als sei er nicht der Mittelpunkt, sondern eine Randerscheinung, während die anderen spielen und lachen. Dann steht Sascha auf. Er hat die ganze Zeit hinter Mićo auf einer Stufe gesessen, alles beobachtet und sich eine Zigarette nach der anderen angezündet. Er, dessen Begrüßung am Morgen die kürzeste war und der sich schon die ganze Zeit hinter Mićo gehalten hat, damit der ihm nicht in die Augen schauen kann, weil Sascha darin nur seine eigenen Schuldgefühle gesehen hätte, geht langsam auf Mićo zu, stellt sich neben ihn, umarmt ihn. Umarmt ihn lange – und bleibt.

Mićo und Sascha kennen sich seit der fünften Klasse, waren bis zum ersten Schlaganfall fast jeden Tag zusammen und auch danach noch beste Freunde. Er hat erlebt, wie Mićo von Schlaganfall zu Schlaganfall langsamer und ruhiger wurde, immer häufiger nach Worten suchte, sie nicht fand und schließlich sagte: »Ach, nichts.« Alles wurde langsamer: der Körper, das Denken, die Sprache. Mićo versuchte, sein Gesicht zu wahren und seine Behinderung zu verbergen. Erst nach langem

www.reporter-forum.de

Zureden von Freunden beantragte er nach dem zweiten Schlaganfall einen Schwerbehindertenausweis. Es war ihm unendlich peinlich. Sascha sagt: »Statt den Leuten zu sagen, hört zu, ich hatte einen Schlaganfall, der ging aufs Sprachzentrum, wenn ich irgendeinen Scheiß rede, macht euch keine Gedanken, hat er einfach den Mund gehalten.« Nur Mićo selbst wusste, wie schlecht es ihm wirklich ging. »Bei der Arbeit haben sie ihn dann gemobbt und schikaniert, ihn als Dummerle behandelt.« Schlimm war auch, dass er beim Basketball abbaute. Alle Kräfte schienen zu schwinden, aber sein Stolz blieb. Er sprach nicht über seine Niedergeschlagenheit, wahrscheinlich sogar Depression. Er wollte keine Patientenverfügung, obwohl er ahnte, dass ein dritter Schlaganfall kommen würde, und obwohl er wusste, welche Folgen das haben konnte – Folgen, da ist sich Sascha sicher, mit denen Mićo damals auf keinen Fall hätte weiterleben wollen. Nur: Eine Patientenverfügung auszufüllen überforderte ihn. Um Hilfe zu bitten schaffte er nicht. Also gibt es nichts Schriftliches, und niemand weiß, ob er jetzt am Leben hängt oder es eine Qual für ihn ist. Im Herbst 2018 versuchte Pejka, das herauszufinden. Mićo war zwei Mal kurz nacheinander ins Krankenhaus gekommen. Das erste Mal hatten sich die Fingernägel seiner verkrampften rechten Hand so tief in die Haut gegraben, dass die Handinnenfläche wund geworden war und sich entzündet hatte. Beim zweiten Mal hatte eine kleine Verletzung am Arm – keiner wusste, woher sie kam – zu einer Sepsis geführt, weil Bakterien hineingelangt waren und sein Immunsystem ohnehin schon geschwächt war. Im Krankenhaus fragte ein Arzt, den Pejka kannte, ob Mićo so überhaupt noch leben wolle.

Die Frage ließ sie nicht mehr los. Hatte ihr Wunsch, Mićos Leben zu erhalten, sie blind gemacht für das, was er wirklich wollte? Handelte sie in seinem Sinne? Pejka suchte Rat und fand ihn bei einem Hospizdienst. Als Mićos Zustand wieder stabil war, besuchten ihn zwei Mitarbeiterinnen des Dienstes. Pejka erzählt, dass sie ihm wenige, kurze Fragen stellten. Erst Fragen zu seiner Person, um zu sehen, ob er ansprechbar war und wie klar und eindeutig seine Reaktionen waren. Dann fragten sie: Sind Sie sich der Situation bewusst, in der Sie sich befinden? Mićos Daumen ging nach oben. Wollen Sie so weiterleben? Daumen runter. Haben Sie früher einmal geäußert, dass

www.reporter-forum.de

Sie in einer solchen Situation nicht würden weiterleben wollen? Daumen hoch. Die letzte Frage ließ Mićo unbeantwortet. Sie lautete: Wollen Sie sterben?

»Hunger«, sagt Nenad. »Hier auch«, sagt Flo. Pejka schnappt sich noch einmal den Ball, dribbelt, macht einen Korb, reißt die Hände in die Luft und ruft laut: »Jaaa! Und wie schön der war!«

Im Restaurant, das gleich neben dem Pflegeheim liegt, sind drei große Tische frei. Einige der Jungs stehen noch in der Sonne und rauchen, andere sind schon drinnen und setzen sich. Aber nicht neben Mićo. Links neben ihm sitzt Pejka, der Platz rechts bleibt leer. Es ist eine Mischung aus Überforderung, Unbeholfenheit und Vorsicht. Ante zum Beispiel möchte Mićo nicht das Gefühl geben, er könne aus nächster Nähe beobachten, wie er, der mal so stark war, jetzt gefüttert wird. Außerdem hat er Angst davor, er müsse diese Aufgabe übernehmen, wenn er neben ihm säße. Milan sagt: »Es gibt Menschen, die können mit Mićo nicht so interagieren, wie es andere tun können. Die sind froh, dass sie hier sind, dass sie ein Teil davon sind, aber mehr geht einfach nicht. Das kannst du ja keinem übelnehmen.« Bajo und Flo wirken erschöpft, Patrick abwesend.

Und dann kommt Nenad. Er setzt sich wie selbstverständlich neben Mićo, streichelt ihm die Hand, redet mit Pejka, sagt ihr, er wolle die kurze Zeit nutzen, um etwas für Mićo zu tun und ihm zu zeigen, dass er ihm etwas bedeutet. Und während sie reden, steht Bajo auf, geht zu Mićo, drückt ihn eine Weile ganz fest, setzt sich wieder auf seinen Platz und sagt: »Ich hatte das Gefühl, er braucht das jetzt.«

An einem anderen Tisch werden Pläne für das nächste Treffen gemacht, und: Sie wollen ein Basketballturnier organisieren, um Geld für ein E-Bike zu sammeln, das vorn eine Plattform hat, auf die man einen Rollstuhl schieben kann. Damit könnte Mićo mit auf Ausflüge gehen, Fahrtwind spüren, Natur sehen, Leben erleben. »Wir dürfen jetzt aber nicht euphorisch sein und dann das Ding einschlafen lassen«, sagt Milan noch zu den anderen – und zu sich selbst.

Eine Stunde später liegt Mićo wieder in seinem Bett. Es ist später Nachmittag. Einer nach dem anderen verabschiedet sich. Milan fragt: »Mićo, darf ich dich umarmen?«, und der streckt seinen Arm wie eine Einladung aus. Dann legt Milan

www.reporter-forum.de

seinen Kopf auf Mićos Brust, hört sein Herz, wie schnell es schlägt. Nenad nimmt Mićos Hand, legt seine Stirn auf Mićos und sagt auf Serbisch: »Halte durch, wir kommen wieder, dann gehen wir wieder zocken, ja? Du bist ein Kämpfer.« Flo und Ivan sagen beide: »Mićo, mach's gut. Bis bald.« Als Hrvoje sich verabschiedet und sich umdreht, merkt er nicht, wie Mićo ihm die Faust entgegenstreckt. »Schau mal, Hrvoje, er macht'ne Ghettofaust«, sagt Ante. Und Hrvoje drückt seine Faust gegen Mićos. »Das ist ja abnormal, wie viel Kraft er noch hat.« Goran holt die Kette mit dem Kreuz aus der Dose, die er ihm am Morgen hingelegt hatte, und gibt sie Mićo in die Hand. Er wird sie noch lange, nachdem sie gegangen sind, festhalten und anschauen, bis Pejka sie in den Nachttisch legt, damit sie nicht verlorengeht. Keiner der Freunde hält jetzt mehr seine Tränen zurück. Vielleicht sind es Freudentränen, vielleicht sind es Trauertränen, vielleicht beides. Vielleicht ist das der Moment, in dem sie begreifen, dass Gefühle nicht ausschließlich sein müssen, dass etwas wehtun und gleichzeitig erfüllend sein kann.

Ivan: »Angst, Trauer, Freude, Ratlosigkeit, Hoffnung, Freundschaft. Alles war dabei.« Nenad: »Es gab auch lustige Momente, was sehr gut war für das Gleichgewicht zu den traurigen Augenblicken. Im Leben dreht sich doch alles ums Gleichgewicht.«

Ante: »Wenn man Mićos Hand berührt, zieht er sie nie weg. Ich glaube, ihm fehlt der körperliche Kontakt, der über die Pflege hinausgeht. Das ist ja alles Routine. Das ist keine emotionale Berührung. Da merkt man erst, wie wichtig das eigentlich ist.«

Hrvoje: »Der schönste Moment war für mich, als wir vom Pflegeheim zum Basketballplatz gegangen sind. Wie früher, wenn wir zu einem Spiel gegangen sind. Alle zusammen und Mićo mit uns. Das hat mein Herz erfüllt.«

Flo: »Pejka und ich haben uns zum Abschied lange umarmt und geweint, und als ich wieder einigermaßen reden konnte, hab ich ihr gesagt, dass sie die Stärkste von allen hier ist – weil sie doch immer sagt, dass wir die starken Männer sind.«

www.reporter-forum.de

Am Abend, als sie schon fast wieder in Stuttgart sind, sagt Ante im Auto: »Jetzt sind wir alle weg, und er liegt da wieder allein. Aber das war ja nur der Anfang.« Es klingt entschlossen.

www.reporter-forum.de

Spiel mit dem Tod

Milo Rau ist Europas radikalster Theatermacher. In der zerbombten Stadt Mossul im Irak dreht er Szenen für ein neues Theaterstück. Für seine Kunst sucht er nach der Realität. Aber in Mossul ist die Realität lebensgefährlich

Von Gabriela Herpell, SZ Magazin, 03.05.2019

Der Eklat am letzten Abend ist natürlich kalkuliert. Trotzdem wirkt Milo Rau schuldbewusst, fast zerstört, als er merkt, was er angerichtet hat. Sonst sah er täglich frischer aus, je mehr er ge arbeitet und je weniger er geschlafen hat in der Zeit in Mossul. Es geht um einen Kuss. Das große Thema der letzten Tage. Ein Kuss zwischen Mann und Mann, streng verboten im Islam, unrein: haram. In den mehr als drei Jahren, in denen die Terrororganisation »Islamischer Staat« Mossul besetzt hielt, wurden mutmaßliche Homosexuelle öffentlich hingerichtet. Die Dschihadisten stürzten sie vom höchsten Haus der Stadt, zwangen die Bevölkerung zuzusehen, und veröffentlichten Videos.

Milo Rau ist einer der einflussreichsten Theatermacher der Gegenwart. Zehn Jahre hat er als freier Regisseur europäische Bühnen bespielt und Theaterpreise abgeräumt, seit Oktober vergangenen Jahres leitet er das angesehene Nationaltheater Gent in Belgien. Jetzt ist er mit seiner Theatercrew in Mossul, um in der zerstörten Stadt Video-Einspieler zu drehen, die tragende Teile seines neuen Stücks werden sollen – mit einem vielsprachigen Ensemble aus europäischen und irakischen Schauspielern, einer irakischen Schauspielschülerklasse und Laien. Mindestens so wichtig wie die zerstörte Stadt als Kulisse ist, dass alle, Europäer und Iraker, in ihren eigenen Sprachen von sich erzählen, das vermischt Rau mit dem Originaltext, der Orestie von Aischylos, die als eines der bedeutendsten Werke der Antike gilt.

Sein Stück heißt Orest in Mossul. Die Orestie, deren Thema Gewalt und Gegengewalt ist, siedelt er dort an, wo seit 35 Jahren Krieg und Terror herrschen.

www.reporter-forum.de

Der Theaterregisseur, der die Geschicke der Welt auf seiner Bühne bestimmen kann, wie er möchte, fährt in den Irak und setzt sich und seine Leute dort einer Realität aus, die er nicht vollständig einschätzen kann. Diese Realität wirkt in das Stück ein, das ist Milo Raus Versuchsanordnung. Denn er als westlicher Künstler weiß nichts von Rache, Krieg, Leid, Hass, er muss woanders suchen.

Am Ende wird er zu weit gehen, das liegt in seiner Natur. Er bringt Menschen, die ihm etwas bedeuten, in Gefahr. Aber er kann es nicht lassen, das erlebt man in so einer Woche mit ihm im Kleinen wie im Großen. Und das hat natürlich zwei Seiten. Er tritt Leuten auf die Füße. Aber er muss auch an Grenzen gehen, wenn er die Welt verändern will. Und nichts weniger scheint er zu wollen.

Real-Theater hat Alexander Kluge Milo Raus Arbeitsweise mal genannt, Milo Rau selber nennt seine Projekte Sozialdramen, Theaterkritiker schreiben von theatralischen Reflexionen, Theatertheorie, Doku-Theater, realistischem Erzähltheater. Er wurde mit Brecht (wegen seiner Gesinnung) und Schlingensief (wegen seines Hangs zur Provokation) verglichen. Seine Produktionsfirma heißt International Institute of Political Murder, der Verlag, in dem er Bücher zu seinen Stücken und Filmen veröffentlicht, Verbrecher Verlag. Milo Rau ist 42, Schweizer, Soziologe, Autor. Er lebt mit seiner Freundin und zwei Töchtern, elf und acht, in Köln. Nach dem Studium gründete er eine Filmproduktionsfirma, drehte 2002 Paranoia Express, einen Spielfilm im Stil von Tarantino, und landete einen Totalflop. Die Produktionsfirma war ruiniert, und Rau fing an, Workshops in Dramaturgie an der Ernst-Busch-Schauspielschule zu geben. Da bemerkte er zwei Dinge: »Mit dem Theater stehst du im Diskurs. Und du kannst viel schneller reagieren als mit Film.« Thea terprojekte, sagt er, seien Befreiungsprojekte. Das erste Stück, mit dem er auffiel, war 2011 Hate Radio, die theatralische Rekonstruktion einer Sendung im ruandischen Radiosender RTLM, der die Hutu radikalisierte und zum Völkermord an den Tutsi anstachelte. Es folgten, um ein paar proto typische Beispiele zu nennen, die Moskauer Prozesse, die Neuinszenierung russischer Strafverfahren gegen Künstler; Das Kongo Tribunal, ein fiktiver Gerichtsprozess über globale Rohstoffkonflikte; Five Easy Pieces über die Ver brechen des belgischen Kindermörders Marc Dutroux, nachgestellt von Kinderschauspielern der Genter Theaterkompanie Campo.

www.reporter-forum.de

Das Tribunal ist ein wiederkehrendes Element in Milo Raus Theater, er liebt es, sich widersprechende Stimmen zu hören und richten zu lassen.

Auch Die Orestie endet mit so einem Tribunal. Und Orest wird verziehen, damit der Zyklus von Rache und Vergeltung durchbrochen werden kann. Die Frage, die Milo Rau in Mossul stellt: Können die Menschen, die mehr als drei Jahre vom »Islamischen Staat« unterdrückt, gefoltert, getötet wurden, ihren Peinigern vergeben?

Anfang Juni 2014 eroberte der IS die Stadt Mossul in einem Blitzkrieg und rief von dort das »Kalifat« im Irak und Syrien aus. Die Dschihadisten zwangen die ansässigen Christen, die Stadt zu verlassen oder zu konvertieren, drohten mit Terror und Tod. Frauen durften nur vollverschleiert auf die Straße. Der Bevölkerung waren Alkohol und Zigaretten, Musik, Tanz und Bücher streng verboten. In ihrem Hass auf Kultur steckten die IS-Kämpfer die Zentralbibliothek der Universität Mossul in Brand und zerstörten mehr als eine Million Bücher, darunter seltene historische Ausgaben. Sie zerbrachen Instrumente, verboten Mädchen, in die Schule zu gehen, und ließen Schulbücher so umschreiben, dass nicht mehr mit Äpfeln und Birnen gerechnet wurde, sondern mit Bomben und Selbstmordattentaten.

Mossul ist im März 2019 noch keine zwei Jahre vom »Islamischen Staat« befreit. Immer noch sprechen Experten von unzähligen Schläferzellen in der Stadt. Das Auswärtige Amt rät von Reisen nach Mossul ab. Die Stadt wird als unsicher eingestuft. Die Reisegruppe des NT Gent, das sind 15 Personen, Milo Rau eingeschlossen. Sieben Schauspieler, die Regieassistentin, der Dramaturg, die Produktionsleiterin, Tonmann, Cutter, zwei Kameramänner. Jeder der Mitreisenden hat unterschrieben, selber für seine Entscheidung Verantwortung zu tragen. Milo Rau betont, dass er gesagt hat, wenn jemand nicht mitkommen möchte, wird er eine Lösung finden und nie wieder ein Wort darüber verlieren. Aber das enthebt ihn nicht seiner Verantwortung, das weiß er natürlich. »Wenn etwas passieren würde, das würde ich nicht tragen können«, sagt er.

Und was meinen die anderen? Stefan Bläske, Dramaturg:

»Ich finde wichtig, dass Theaterschaffende sich auf Recherche in die Welt begeben. Das Spannende an der Arbeit mit Milo ist ja, dass es immer auch eine

www.reporter-forum.de

soziologische Arbeit ist. Aber diesmal bin ich voller Zweifel: Wozu dieses Risiko für so viele Leute, wozu der Elendstourismus für eine europäische Theaterproduktion?«

Sardar Ad, der Begleiter des Teams, der dolmetscht und vermittelt: »Diese Belgier haben kein Gespür für die Gefahr. Es ist kein Problem, wenn sie sich in einem Gebäude aufhalten. Aber wenn sie ewig vor dem Bus stehen und quatschen, kann alles ganz schnell gehen. Ich sage immer, steigt ein und quatscht im Bus. Sie vergessen es einfach.«

Elsie de Brauw, Schauspielerin: »In Gent haben wir über die Sicherheitsbedenken gesprochen, und es war uns sehr ernst. In Mossul hat man keine Angst um sich selbst mehr. Vielleicht, weil man angesichts dieser zerstörten Stadt eine so andere Perspektive auf unsere Realität bekommt.«

Johan Leysen, Schauspieler: »Ich dachte, wenn ein seriöses Theater wie das NT Gent zu so einer Reise einlädt, wird das nicht Kamikaze sein. Ich spüre die Spannung hier, habe aber keine Angst. Ich weiß nicht, warum.«

Es regnet viel in diesen Tagen in Mossul. Milo Rau freut sich über den Regen, »das ist so schön kontraintuitiv«, sagt er. Morgens sitzt er schon früh in seiner blauen Allwetterjacke im Holzpavillon vorm Hotel und raucht. Auf dem Zimmer hat er schon ein Stündchen geschrieben, er sagt oft »ein Stündchen«, »trinken wir noch ein Tässchen Tee«.

Die anderen nennt er gern: Amigos. Er ist ungeduldig, immer in Bewegung, ein Perfektionist und sich für nichts zu schade. Wenn er einen Schauspieler bittet, das Fenster zu polieren, durch das hindurchgefilmt wird, und der Schauspieler seinen Anweisungen genauestens folgt, lässt er eine Höflichkeitsminute verstreichen und wienert nach, mit vollem Körpereinsatz. Da könnte noch ein Stuhl stehen, er trägt einen herbei, »ah, perfekt, voilà«, bringt alles selbst in Ordnung, hier könnten ein paar Kiesel weniger auf dem Boden liegen, er bückt sich, sortiert welche aus, man sieht keinen Unterschied. Er raucht viel und hastig. Morgens hat er noch ein eigenes Päckchen, aber das ist irgendwann verschwunden, dann schnorrt er, manchmal auf Vorrat und steckt sich eine Zigarette hinters Ohr, die er dann vergisst. Er braucht keine Zeit für sich. Er ist rücksichtsvoll und rücksichtlos, eine Zumutung und eine

www.reporter-forum.de

Bereicherung, die Leute lieben ihn und ertragen ihn kaum. Er kann entzückend sein, wenn er nach einem langen Tag barfuß ins Hotelzimmer schlurft, in dem sich ein Teil des Teams abends zum Bier trifft. Dann raucht er, quatscht, kichert, alle im Raum bleiben so locker, wie sie vorher ohne den Chef waren. Er erzählt, dass er nur so richtig ausschlafen kann, zwölf Stunden, wenn seine Freundin und seine Töchter mit ihm im Bett liegen. Doch dann, ungefähr um Mitternacht, der Regen peitscht ans Fenster, das Team hat 16-Stunden-Tage hinter sich, sagt er wie beiläufig, »und wenn wir die Szene doch noch einmal drehen?« Stille. »Nur zur Sicherheit. 15 Minuten, länger dauert's nicht, dann sind wir wieder oben, ganz gemütlich«. Es geht um eine Nachtszene, draußen. »Ist nicht dein Ernst, Milo«, sagt Noemi Suarez Sanchez, die Produktionsleiterin. Sie hat die Kostüme gewaschen und gefönt, alles für den nächsten Tag vorbereitet und sich endlich mit einem Feierabendbier auf den Boden gesetzt. »Ich hab' nur laut gedacht«, sagt Milo Rau. »Dann ist ja gut«, sagt der immer gut gelaunte Tonmann Marijn Vlaeminck unwirsch, sackt tief in seinen Stuhl hinein und zieht sich die Kappe über die Augen. Schwer zu sagen, ob die Leute sich geweigert hätten, wenn er drauf bestanden hätte. Hat er dann nicht, hätte aber genauso gut passieren können. Er hätte nichts lieber getan, als noch mal raus in den Regen, in die Nacht, in die Kälte, Licht aufbauen, Ton testen, in der nassen Wiese stehen, die beste Position austarieren, warten – macht ihm alles nichts aus. Aber er vergisst darüber, dass es seinen Leuten was ausmacht. Er merkt nicht, wenn das Team Hunger hat, weil er keinen hat. Er merkt nicht, wenn seine Leute nicht mehr können, weil er keine Erschöpfung spürt. Und er hat ja nicht ewig Zeit in Mossul.

Kurze Rückblende: Es ist Ende September 2018, und Milo Rau ist nun offiziell Intendant des Nationaltheaters Gent, eines der wichtigsten Theater Europas. Und obwohl ihm von vielen ein Hang zum Größenwahn bescheinigt wird, tritt er leibhaftig bescheiden auf. Als er sich vor dem Stück seinem Publikum vorstellt, sieht er aus, als hätte er eben noch die Bühne fertig geschrubbt, Jeans und T-Shirt, verstaubt, strubbelig, atemlos. Zum Applaus steht er mitten im Ensemble auf der Bühne und hat rote Backen vor Freude, wie ein kleiner Junge.

Das Stück, mit dem er sich einführt, heißt Lam Gods, eine Inszenierung des Genter Altars, Wahrzeichen der Stadt, das in der Kathedrale gleich neben dem Theater

www.reporter-forum.de

hängt. Ein Flügelbild, in dessen Zentrum die Anbetung des Lamm Gottes steht, drum herum sieht man Adam und Eva, Christus und Maria, Johannes den Täufer, Engel und Kreuzritter. Im Stück verkörpern die Darsteller beides, die biblischen Rollen und Menschen von heute, mit ihren Biografien von heute. Adam und Eva sind in Wirklichkeit auch ein Paar, auf der Bühne haben sie fast Sex, ganz zart, ganz nackt. Zum Schluss ergeben alle zusammen das mittelalterliche Bild. Es geht um Geburt und Tod, Glaube und Liebe, Krieg und Frieden, der große Aufschlag, drunter macht es Milo Rau nicht.

Ein paar Tage später. Milo Rau ist erkältet, »war bisschen viel, das Eröffnungswochenende«, sagt er. Am Tresen des Theatercafés sitzt ein Mann und liest Zeitung. Milo Rau schaut ihm über die Schulter, fragt, »kann ich das mal schnell lesen«, und zieht dem anderen die Zeitung weg, ohne die Antwort abzuwarten. Auf der ersten Seite ist Fatima Ezzharhouni abgebildet, die er für Lam Gods auf die Bühne geholt hat – als Jungfrau Maria und als Mutter eines IS-Kämpfers, der nach Syrien in den Heiligen Krieg gezogen ist. In der Zeitung steht, sie solle nicht wieder auftreten, ihre Familie und ihre muslimische Religionsgemeinschaft seien dagegen, das sei zu viel, Mutter eines Dschihadisten und dann noch mit Nackten auf einer Bühne. Ein kleiner Skandal. Bisschen zu weit gegangen. Das Prinzip Milo Rau.

Rau überfliegt den Text, gibt dem Mann seine Zeitung zurück und bestellt einen Ingwer-Tee, den er mit rauf in sein Büro nimmt. Auf dem Tisch Chaos. An die Wand hat er ein kleines, goldenes Plakat gepinnt: Das Genter Manifest. Ein Dogma-95 artiges Regelwerk, mit dem Rau sich Aufmerksamkeit verschafft hat und dem Stadttheater in zehn Punkten Zwänge auferlegt wie: nicht mehr als zwanzig Prozent des Originaltextes eines Klassikers verwenden; jedes Stück in mehreren Sprachen aufführen; Stücke außerhalb des Theaters produzieren und proben, und, Punkt neun, einmal im Jahr in einem Krisen- oder Kriegsgebiet.

Im Gespräch ist Milo Rau höflich, aufmerksam und formuliert mit Bedacht. Über Lam Gods sagt er, es sei »ein Altar der Solidarität und des Zuhörens«. Er wolle zeigen, wie eine Stadt eben auch funktionieren könnte. Die Bürger Gents hätten euphorisch reagiert, sagt er. Ist natürlich auch geschickt, sich das Wahrzeichen der Stadt als Klammer auszusuchen.

www.reporter-forum.de

Er erzählt von seinen Plänen. Orest in Mossul, Punkt neun des Manifests . Ein Jesus-Film in Matera, Italien, dort, wo schon die Jesus-Filme von Pier Paolo Pasolini und Mel Gibson entstanden. Sein Jesus ist im Film und im echten Leben ein Aktivist, der gegen die Bedingungen in den Flüchtlingslagern und auf den Obstplantagen kämpft – und sich Mitstreiter sucht, wie Jesus seine Jünger. Dann Brasilien, ein Film mit der Bewegung der Landlosen, es geht in beiden Projekten »um die Vertreibung und Rechtlosigkeit von Menschen im Zeitalter der Menschenrechte«.

Straffes Programm, neben der Intendanz, alles in den nächsten Monaten. Hört sich nicht an, als bräuchte er je das Gefühl, etwas fertig zu haben. Innehalten zu können. Er schüttelt den Kopf. »Alles ist ein großer Arbeitszusammenhang. Alle Fragen der Gerechtigkeit sind letztlich Fragen der Verteilungsgerechtigkeit und Wirtschaft in der Welt, wie wir sie uns aufgebaut haben.« Jetzt wird er hektisch, er fährt gleich nach Paris, aber wo ist das Ticket, und wann genau geht der Zug? Er ist immer zu spät, sagt er, dann ruft er aus Versehen zweimal hintereinander dieselbe Nummer an, ach, ich bin's schon wieder, entschuldige, wir haben ja eben alles besprochen, er fährt sich durch die Haare, sagt: »Ich hab' eine zu hohe Fehlerquote gerade«, schaut zum Abschied kurz in jedes Büro, an dem er vorbeikommt, rattert mit seinem Rollkoffer über das Kopfsteinpflaster der Genter Innenstadt zum Bus. Er ist viel unterwegs, immer knapp dran, aber er reist gern, sagt er, im Flugzeug und im Zug ist es, als würde ihm Zeit geschenkt.

Die Orestie des griechischen Dichters Aischylos wurde 458 vor Christus erstmals aufgeführt. Agamemnon opfert seine Tochter Iphigenie, damit der Wind ihn in Richtung Troja bläst, sodass er es besiegen kann. Aus Rache für den Mord an der Tochter tötet ihn seine Gattin Klytaimnes tra, dann rächt der Sohn Orest den Vater, indem er seine Mutter und ihren Geliebten umbringt. Orest wird von den Rachegöttinnen verfolgt. Er gelangt nach Athen und wird in einem Tribunal freigesprochen, nachdem die Göttin Athene sich für ihn einsetzt. Eben damit Gewalt und Gegengewalt ein Ende finden. Können die Menschen in Mossul auch vergeben? Das sollen sie selbst entscheiden, in einem Tribunal, natürlich.

Der Westen der Stadt liegt in Trümmern, seit irakische und amerikanische Truppen die vom IS besetzten Viertel bombardierten. Die Mauern, die noch stehen,

www.reporter-forum.de

sind voller Einschusslöcher. Unter dem Geröll Minen und Skelette. Totenstill ist es in den Gassen der ehemaligen Altstadt. In vereinzelten, nur halb kaputten Häusern leben wieder Familien, umgeben von Zerstörung und Tod, die meisten jedoch wohnen heute im Osten der Stadt, in der nur wenige Gebäude wie Teile der Universität und die Kunstschule zerstört wurden. Oder sie leben in den Lagern, außerhalb der Stadtgrenzen, weil sie kein Haus mehr haben oder nicht in ihre Nachbarschaft zurückkönnen, weil einer aus der Familie zum IS gehörte. In der ganzen Stadt Checkpoints, Polizei und Militär, ausgerüstet mit Maschinengewehren und Handgranaten. Jeder, den man hier trifft, hat eine Kriegsgeschichte zu erzählen, aus der man einen Film drehen könnte. Und jeder erzählt sie sofort, seine traurige Geschichte, es ist, als müsste das alles heraus aus den traumatisierten Menschen. Ein Wort fällt in jedem Satz: Daesh, arabisch für IS. Das Mädchen zum Beispiel, das sich erinnert, wie IS-Kämpfer ihnen anfangs Süßigkeiten in die Schule brachten und wie sie dann kamen, um sich Frauen auszusuchen. Sie nahmen Leila mit, ihre Freundin, sie sah Leila nie wieder.

Oder die Geschichte des Mädchens, das erschossen wurde, weil es braune statt der vorgeschriebenen schwarzen Socken trug. Die Männer, die erschossen wurden, weil ihre Hosenbeine den Boden berührten. Die Kunstlehrer, die vom IS in die Schule einbestellt wurden und denen gesagt wurde, wenn ihr nicht kommt, holen wir euch und schneiden euch die Kehle durch. Die, die gehorchten, wurden erschossen. Die, die nicht gehorchten, leben noch. Die überlebenden Lehrer haben Porträts der getöteten an die wenigen noch stehenden Wände der Kunstschule gemalt. Wegen dieser Geschichten ist Milo Rau da, sie flicht er ein in seine Orestie, zwanzig Prozent Originaltext, achtzig Prozent Erlebtes.

Einige aus der Theatergruppe hatten, jenseits von Sicherheitsbedenken, moralische Skrupel, für ein Theaterstück nach Mossul zu reisen. Weil man in ein Land kommt, sich etwas von den Menschen nimmt und wieder geht. Ist das kulturelle Aneignung? Neokolonialismus?

Milo Rau sagt, das Schönste wäre natürlich, das Mossuler Ensemble könnte auch nach Europa kommen, so wie das europäische in den Irak kommen kann, aber das sei unmöglich, die europäischen Staaten hätten Angst, dass die jungen Iraker Asyl

www.reporter-forum.de

beantragen oder in den Untergrund gehen würden. Er sagt, immerhin sei da der Workshop, den das Theater-Team der irakischen Schauspielschulklasse gibt. »Ein Minimalaustausch, ist klar, aber was ist die Alternative? Es nicht zu machen? Die Leute nicht zu treffen, die Fäden nicht zu spinnen, sich nicht darüber bewusst zu werden, was überhaupt abgeht? Mich interessiert, was diese Tragödienliteratur eigentlich wert ist konfrontiert mit einer Welt, in der diese Fragen wirklich Sinn machen. Es wäre Neokolonialismus, wenn man die Geschichten auch noch selbst fabriziert, die man sich über das erzählt, was abgeht.«

Er sagt, er habe aufgehört mit dem, was er »Teflon-Dramaturgie« nennt: »Wo der linksliberale Selbsthass des Ausbeutenden achtzig Prozent der Zeit thematisiert wird und zwanzig Prozent das Thema. Ich will das nicht mehr machen. Ich mache ein Projekt und solidarisiere mich. Und ja, dann fahre ich wieder.« Er würde die Welt gern ändern, er nimmt sich wichtig genug dafür. Aber auch wenn er sie nicht ändern kann – macht das, was er tut, die Welt schlechter? In seinem Manifest hat er formuliert, was ihm vorschwebt: »ein Ensembletheater, das eine globalisierte Welt nicht nur bespricht, sondern sie spiegelt und auf sie einwirkt.«

Das sagen die anderen:

Marijke Pinoy, Schauspielerin und Aktivistin: »Ich arbeite ehrenamtlich mit Flüchtlingen in Belgien und im Dschungel von Calais. Ich frage mich bei so einer Reise natürlich, was können wir für die Menschen hier tun? Für mich ist wichtig, dass Milo so sehr Aktivist ist wie Theaterregisseur.«

Noemi Suarez Sanchez: »Ich erlaube mir nicht, über meine Haltung einem Stück gegenüber nachzudenken, bevor es fertig ist. Das würde mich in meiner Arbeit irritieren.«

Katelijne Laevens, Regieassistentin, sagt: »Ich habe letzte Nacht wachgelegen und darüber nachgedacht, wie man die jungen Männer, die hier mitspielen, für einen Monat nach Belgien holen könnte, um einen Schauspielkurs oder einen englischen Sprachkurs zu machen. Ich würde zwei aufnehmen, mein Mann und ich haben ein Gästezimmer.«

www.reporter-forum.de

Risto Kübar, Schauspieler, sagt: »Ich vertraue Milo. Ich glaube, er weiß, warum er hier ist. Ich für mich habe aber das Gefühl, ich sollte nicht hier sein. Ich fühle mich fehl am Platz. Wie soll ich hier kommunizieren? Wie mit der Zerstörung umgehen?«

Bert Luppes, Schauspieler, sagt: »Ich habe mich natürlich gefragt, was mache ich im Irak? Ein paar Szenen drehen? Das hat mein Interesse nicht wirklich geweckt. Also habe ich die Menschen hier angesprochen, mit Händen und Füßen geredet, mit einem Mann zum Beispiel, dem zwei seiner sechs Kinder gestorben sind hier in der Schule. Ich habe ihm Bilder von meinen Kindern gezeigt. Wir wurden beide traurig. Das hat mich berührt, die Geschichte dieses Mannes, diese Begegnung. Das wäre in meinem Leben sonst nie passiert. Ich bin Schauspiellehrer in Maastricht. Ich werde probieren, Suleik (der irakische Schauspiellehrer, Anm. d. Red.) als Gastlehrer an die Schule in Maastricht zu holen.«

Duraid Abbas Ghaieb, Schauspieler, sagt: »Im Drehbuch stand, ›Schiiten töten Sunniten, Sunniten töten Schiiten ‹. Ich habe zu Milo gesagt, das kannst du nicht schreiben, ich bin Sunnit, ich habe schiitische Freunde, es ist komplexer als das. Wenn du das schreibst, zementierst du dieses Bild. Er hat es gestrichen. Wir können nur wachsen, wenn wir ehrlich zueinander sind, die Menschen aus dem Osten und die Menschen aus dem Westen.«

Johan Leysen, Schauspieler, sagt: »Ich habe gesagt, Milo, ich fahre mit, aber wir müssen den Leuten, bei denen wir uns bedienen, auch etwas geben. Sonst fühle ich mich wie Cortez. Für mich ist der Workshop, den wir mit den Schauspielschülern machen, eher etwas für sie als für uns. Besser wäre gewesen, er hätte zwei Wochen gedauert, nicht nur eine.«

Es ist der letzte Tag des Workshops, der langsam in Proben für die Filmszenen übergeht. Er findet in einem Raum der Ersatz-Kunstschule statt, weil die schöne, alte Schule vom IS gesprengt wurde. An der Wand hängen Poster von John Lennon, Beethoven und van Gogh. Vorn steht Johan Leysen und erklärt Baraa Ali, der einzigen Frau in der Klasse, wie sie ihren Monolog sprechen soll. Nicht zu emotional, sagt er, eher tonlos, sonst klingt es aufgesetzt.

www.reporter-forum.de

Zwei der Schauspieler, die Milo Rau mitgebracht hat, haben irakische Wurzeln, sie sprechen Arabisch und dolmetschen: Susana AbdulMajids Eltern lernten sich noch unter der Herrschaft Saddam Husseins an der Universität in Mossul kennen, heirateten und verließen das Land bald darauf. Die Tochter, die heute 28 ist, wuchs in Heidelberg auf, jetzt lebt sie in Berlin und ist Schauspielerin. Duraid Abbas Ghaieb, 38, stammt aus Bagdad und hat dort in den Jahren des Bürgerkriegs zwischen Sunniten und Schiiten, dem in den Jahren 2006 bis 2008 Zehntausende Iraker zum Opfer fielen, Regie studiert. »Wir wussten morgens nicht, wer noch zur Schule kommen würde«, sagt er. Vor elf Jahren wurde er für ein Projekt in die Niederlande eingeladen und blieb. Zwei Jahre Asylverfahren. Lager. Jetzt lebt er als Schauspieler und Schauspiellehrer in Antwerpen. Er wird oft als Kriegsopfer gecastet. Hier auch, sagt er und grinst.

Baraa Ali spielt Iphigenie und das Mädchen, in dessen Schule die IS-Krieger kamen, um sich Frauen auszusuchen. Sie will das Wort Daesh nicht aussprechen, nicht einmal voll verschleiert. Sie sagt, sie hat Angst. Es gebe den IS in Mossul noch überall. Duraid Abbas Ghaieb dolmetscht, vermittelt, versteht. Milo Rau ist gereizt. Er muss sich beugen, es ist eigentlich genau das, was er sucht, aber manchmal nervt es natürlich auch. Er ändert den Text, sodass sie nur Männer sagen muss. Oder Krieger.

Später erklärt Baraa Ali, in ihrer Kultur habe sie als Schauspielerin einen schweren Stand, auch nach dem IS. Eigentlich könnte sie es ihrer Familie nicht antun, Schauspielerin zu werden. Sie sagt, bestenfalls könnte sie Schauspiellehrerin werden und eines Tages vielleicht eine neue Generation Frauen fördern. Baraa Ali ist 19. Sie wirkt ernst, fast abgeklärt. Als Nächstes wird der Kuss geprobt. In Milo Raus Version der Orestie ist Orest, der mit seinem Freund Pylades heimkehrt, homosexuell. Der Schauspieler, der ihn spielt, Risto Kübar, ist im wahren Leben schwul, das hat Rau dazu inspiriert, das Thema in einem Land, in dem Schwule hingerichtet wurden, auch noch aufzumachen. Im Stück erzählt Risto Kübar von seinen Problemen mit seiner Sexualität. In der Szene, in der Orest von den Rachegöttinnen heimgesucht wird, weil er seine Schuld nicht aushält, tröstet Pylades ihn, es kommt zur Umarmung, die immer inniger wird, und zum Kuss.

www.reporter-forum.de

Die irakischen Schauspielschüler spielen die Rachegöttinnen, es sind junge Männer zwischen 18 und Mitte zwanzig. Als sich die Darsteller von Orest und Pylades in der Probe tatsächlich küssen, laufen die jungen Männer erschrocken nach draußen und versammeln sich laut de battierend im Hof der Kunstschule. Sie sagen, sie dürften nicht dabei sein, wenn Männer sich küssten, das sei gefährlich. Milo Rau steht daneben, hört sich die Übersetzung an, nickt, widerspricht. »Es sind doch Schauspieler, keine echten Menschen.« Die jungen Männer verstehen nicht, was der Unterschied sein soll. Eine Verzögerung, nervig, aber gleichzeitig auch der Grund, warum er das hier macht.

»Es ist immer alles in Bewegung, oft auch noch nach der Premiere«, sagt er. Er hat sich abgewöhnt, eine Drehbuchfassung final zu nennen, so wie er arbeitet, ist sie nie final. »Ich entscheide mich oft um«, sagt er.

Und was meinen die anderen?

Noemi Suarez Sanchez: »Wenn Milo eine Idee hat, möchte er sie sofort umsetzen, und er hat keine Geduld mit Menschen, deren Hirn anders funktioniert. Normalerweise hat ein Regisseur ein Konzept, das detailliert ausformuliert wird, und dann machst du es möglichst genauso. Bei Milo kommt ein Impuls von außen und sein Konzept ändert sich. Ständig. Manchmal möchte ich ihn umbringen, aber am Ende dient es der Vorstellung.« Johan Leysen: »Milo hat den Nachteil und den Vorteil, hochbegabt zu sein. Es fällt schwer, ihm zu folgen, aber es macht Spaß. Er macht alles auf einmal, hat ein sehr interessantes Gehirn. Und er will verstehen.«

In den Tagen vor den Dreharbeiten beraten sich die Schauspielschüler viel mit ihrem Lehrer, Suleik Al Khabbaz. Er trägt die Verantwortung für sie, er trägt auch die Verantwortung für die Zusammenarbeit mit Milo Rau. Man spürt, wie die jungen Männer mit sich und ihrer Religion ringen. Sie möchten aufgeschlossen sein, nicht kompliziert. Aber sie haben ihre Werte.

Am Ende akzeptieren sie den Kuss von Mann zu Mann, aber nur den angedeuteten, so weit wie möglich weg vom Mund. Am liebsten wäre ihnen nach wie vor nur eine Umarmung, aber Milo Rau will so viel Kuss wie möglich. Es geht hin und her. Rau schlägt vor, dass sie ihr Missfallen äußern und sich in den Rollen der

www.reporter-forum.de

Rachegöttinnen angeekelt von den Küssenden zurückziehen können. Das spielen sie freudig.

Dann hat Milo Rau die Idee, eine Abstimmung zum Kuss vorzunehmen. Ein weiteres Tribunal. Tribunale liebt er so sehr, wie er Veränderungen liebt, da ist er in seinem Element.

Auch das Tribunal, das es im Originaltext gibt, die Abstimmung darüber, was mit Orest geschehen soll, entwickelt sich anders als gedacht. Im Stück von Milo Rau ist Orest ein Synonym für den IS. In der ersten Probe hatten alle jungen Männer noch ganz klar für die Todesstrafe gestimmt. Den jungen Irakern war es zunächst schwerge fallen, zwischen sich selbst, also denen, die den IS-Kriegern das Schlimmste wünschen, und ihren Rollen zu unterscheiden.

Sie sagen, das ist so nah dran an ihrer Realität, es erinnert sie daran, wie es mit dem IS war. Jeder von ihnen hat jemanden verloren, Verwandte, Familienmitglieder. »Wir wünschen uns«, sagen sie, »dass das Töten ein Ende hat. Aber wir möchten keine Freiheit für die, die uns das angetan haben.«

Sie sind dann diszipliniert genug, es genauso zu proben, wie es Die Orestie vorgibt: Vier von ihnen stimmen für die Todesstrafe, die anderen vier für Gnade, mit Athene sind die in der Mehrzahl, Orest wird vergeben. Als die Szene schließlich gedreht wird, enthalten sich alle acht überraschend der Stimme. Milo Rau ist kurz sprachlos, ergriffen fast. Dann klatscht er. Suleik Al Khabbaz kämpft mit den Tränen. Es ist ein Moment, in dem sich Milo Raus Konzept bewährt. Es ist kein Moment der kulturellen Aneignung, sondern einer der Annäherung über den Austausch. Ein Moment der Horizonterweiterung.

Die große Abschlusspräsentation am letzten Abend findet in einem Kulturcafé statt. Der einzige öffentliche Ort in der Stadt, an dem Männer und Frauen sich in einem Raum befinden dürfen. Allen ist klar, dass eine solche Veranstaltung provoziert. Und dass sich so etwas in Mossul herumgesprochen hat.

Es wird voll. Nach einführenden Worten auf Englisch und Arabisch werden die Filmszenen gezeigt. Ganz schön viel Gewalt, ganz schön geballt. Drei der Schauspielschüler tragen die orangefarbenen Overalls, wie der IS sie für seine

www.reporter-forum.de

Hinrichtungen benutzte, als sie erschossen werden. Die Leute halten den Atem an. Das ist nah an ihnen dran. Dann der Kuss. Milo Rau hatte allen versprochen, den Kuss nicht zu zeigen, und nun zeigt er ihn doch. Den erotischen Kuss.

Die Stimmung ist geladen. Die Lehrer sind sauer. Zwei Männer in hellblauen Trainingsjacken fangen aufgeregt an zu reden. Sie hätten Regenwasser getrunken und Gras gegessen und nicht gewusst, wo sie die vielen Leichen bestatten sollten. Der eine hält seine Hand hoch, ihm bleiben nur drei Finger, am Hals hat er eine wulstige Narbe. »Fuck Culture«, sagt er. »15 Minuten Filmausschnitte können nicht zeigen, was uns passiert ist. Wir brauchen euch nicht. Eure Regierungen haben uns den Krieg gebracht.«

Beim Essen später kein anderes Thema als der Kuss. Milo Rau isst als Einziger nichts. Suleik Al Khabbaz hält eine flammende Rede. »Wir müssen hier als Künstler kleine Schritte machen«, sagt er. »Wir brauchen das Vertrauen der Menschen, um weiterzugehen. Wir müssen Pflaster auf die Wunden kleben, nicht in ihnen herumstochern. Ich glaube daran, dass Theater eine Gesellschaft ändern kann. Aber es braucht Zeit.«

Muss Kunst Grenzen überschreiten?

Elsie de Brauw: »Milo ist ein großes Risiko eingegangen. Als der Kuss gezeigt wurde, hatte ich zum ersten Mal Angst. Wenn hier einer vom IS sitzt, habe ich gedacht, dann ist es aus.«

Stefan Bläske: »Das ist typisch. Milo spielt mit dem Feuer, und dann: Hui, es brennt! Nur: Den Schaden haben immer die anderen.«

Johan Leysen: »Mit Milo zu arbeiten ist eine Gratwanderung. Er ist ein Vampir, und zugleich zutiefst menschlich und empathisch, das rettet ihn.«

Zu Milo Raus Verteidigung kann man sagen, dass man nicht unnötig tolerant der Intoleranz gegenüber sein muss. Man kann sagen, man lässt sich nicht zensieren. Man kann aber auch sagen, dass es sehr leicht ist für einen Europäer, an Tabus zu kratzen, weil es einen nichts kostet. Im Irak kann es einen sehr viel kosten.

www.reporter-forum.de

Irgendwann hört Milo Rau auf, sich zu rechtfertigen. Er bemüht sich um Schadensbegrenzung. Sie sollen alles auf ihn schieben. Er bietet an, ans Kultusministerium zu schreiben. Beim Fernsehsender anzurufen, dass sie die Szene nicht zeigen. Er sieht mitgenommen aus. Sagt, er wird versuchen zurückzukommen, um einen Film in Mossul zu drehen. Suleik Al Khabbaz, der ihm am dem Tisch voller abgegessener Teller gegenüber sitzt, streckt die Hand nach ihm aus. »Milo, I love you«, sagt er.

Milo Rau hätte es so leicht haben können. Alle hätten es so leicht haben können an diesem letzten Abend.

Aber ihm ist verziehen worden, vorerst jedenfalls. Eine finale Fassung der Welt gibt es ja nicht.

www.reporter-forum.de

KRIEGERIN

Früh entschließt sie sich zu einer Brust-Operation, die fürchterlich schiefgeht. Von da an kämpft sie – um ihren Körper, ihre Sexualität und ihre Identität. Eine Selbstentblößung

Von Else Buschheuer, SZ Magazin, 17.05.2019

Sie haben viele Narben«, stellte jüngst ein Masseur fest. »Ich bin eine Kriegerin«, antwortete ich. Und so ist es ja auch. Die Narben gehören zu meiner ehrlichen, vom Leben gegerbten Haut. Sie sind Erinnerungen an meine Abenteuer, die Niederlagen und die Siege. Sie patinieren sozusagen mein Oberleder.

Als ich mit 19 heiratete, hatte ich die Josephine Baker, die Anita Berber, den David Bowie in mir schon ausgelebt, ohne dass mir diese Namen ein Begriff gewesen wären. Jetzt suchte ich Halt in Bürgerlichkeit, Verlässlichkeit, Treue. Eine schwere Krankheit trennte mein Vorleben von meiner Neudefinition als Ehefrau und Mutter. und ich verriet die bunten Vögel, mit denen ich noch ein Jahr zuvor Orgien gefeiert hatte. Meine Eltern wirkten erleichtert. War die »verschrobene« Tochter endlich normal geworden? Lou, eine meiner Ex-Liebhaberinnen, hat mich damals in meiner ehelichen Wohnung besucht und fand eine langhaarige, babyschwenkende Frau mit Monobraue und Latzhose vor, die fürchtete, Lou könne in der Wohnung rauchen oder, schlimmer noch, einen Kaffeetassenring auf ihrem Bügelbrettbezug hinterlassen. Auch das muss ich gewesen sein, angepasst, heterogenormt, dienend. Die Mutter, die untrennbar von ihrer kleinen Tochter ist, die sie behütet und beschützt, die ihr Kind stillt, so lange es geht, ein Jahr und noch länger, obwohl das Stillen wehtut, obwohl ein Milchstau den anderen jagt, obwohl die in der DDR heiß begehrten »Leckermäulchen«-Quarks, die sie zur Herstellung hochwertiger Muttermilch verspeist, ihr längst zum Hals raushängen. Sie muss ihre Brüste regelrecht auswringen, bis aufs Blut. Aber Stillen ist doch gut für die Kieferentwicklung, gut für die Ernährung?

www.reporter-forum.de

Vier Jahre später lag alles in Agonie, Ehe und Heimatland. In der Badewanne blickte ich auf meinen nackten Körper herab. Was von meinen Brüsten übrig war, waberte wie alte Tüten über die Wasseroberfläche. Zupfte ich daran, blieben Hautlappen als welke Segel stehen. Der Körper einer 23-Jährigen mit den Brüsten einer Neunzigjährigen. Scheiße, ich bin doch noch so jung! Damit kann ich nie mehr raus in die Welt!

Oder doch?

Kurz nach dem Mauerfall stelle ich mich bei der Krankenkasse vor, um eine Straffung zu beantragen. Meine Brüste werden wie Verbrecher von allen Seiten fotografiert. Ich schäme mich. Nach Monaten kommt ein Brief: abgelehnt. Ich schäme mich noch mehr. Was nun? Das muss weg. Ich kann so nicht bleiben. Ich muss es also selbst bezahlen, es kostet Tausende Westmark. Die hab ich nicht.

Monate später vertraue ich mich meinem Gynäkologen an, einem Geburtshelfer mit Berliner Schnauze. Er sieht mein Unglück, ich tue ihm leid. Er sagt, so schwer könne so was ja nicht sein, er würde die Straffung machen, ich bräuchte nur das Naht-und Narkosematerial zahlen.

Von meinem neuen Arbeitgeber, ich bin inzwischen alleinerziehend mit Kind, hatte ich zwei Tage Urlaub bekommen. Die ersten Worte, die ich nach der vierstündigen OP höre, werden von meinem Gynäkologen gerufen, der stolz ist wie Bolle: »Prima Möpse!«

Am Abend desselben Tages rauche ich schmerzgebeugt im Klinikhof – zwei Drainagen hängen wie mit Blut gefüllte Lampions aus einem riesigen Druckverband. Wenn ich mir das Bild in die Erinnerung zurückrufe, muss ich an Andersens kleine Meerjungfrau denken, die ihren Fischschwanz gegen Menschenbeine tauscht und bis zum Ende ihres Lebens bei jedem Schritt Messerstiche spüren wird. Bin ich jetzt repariert?

Ich war es nicht. Im Gegenteil, ich sah aus wie jemand, der im Vollsuff Harakiri gemacht hat. Der hilfsbereite Arzt hatte nicht nur einen Schnitt quer über meinen Oberkörper, von Achsel zu Achsel, gezogen, er hatte mir unbeholfen die Brustwarzen versetzt und dabei Teile meiner Drüsenkörper abgeschnitten. Die Nähte gingen auf,

www.reporter-forum.de

alles war entzündet, ich biss die Zähne zusammen, ging jeden Tag weiter zur Arbeit, und einmal, als ich mein Kind aufs Fahrrad hob, färbte sich meine Bluse, weiß wie Schnee, so rot wie Blut, darunter, am Wundrand, nekrotisches Fleisch, schwarz wie Ebenholz.

Die folgenden Jahre, in denen ich geschieden wurde, das Sorgerecht für meine Tochter dem Vater ließ, wieder heiratete, wieder geschieden wurde, waren Jahre der Isolation. Ich arbeitete wie eine Irre und zog mich beim Sex nicht aus, in meinem Jahresurlaub lag ich ganz- oder teilsediert in marmorgefliesten Hinterzimmern von windigen Ku'damm-Schönheitschirurgen, die mich aufschnitten, neu vernähten, finanziell ausnahmen wie eine Weihnachtsgans: »Tja, wären Sie mal gleich zu mir gekommen!« Auch mit den seelischen Kosten war ich tief im Dispo.

Erst zehn Jahre und sechs Operationen später, als ich in einen New Yorker Tempel zog, wurde es leichter: »Du bist nicht dein Körper«, sagten die Mönche dort. Das tat gut. Ich hatte Kuhfladen, wo andere Frauen Brüste hatten, aber ich war nicht mein Körper. Mein Gesicht, meine Gestalt galten immer noch als schön, aber ich war nicht mein Körper. Ich ignorierte meine – äußere – Weiblichkeit, die Prachtbauten und die Ruinen.

Schließlich war ich ja nicht in erster Linie Frau, ich war Mensch. Ich schnitt mir eine Glatze, wurde fromm, keusch, meditierte, sublimierte. In den folgenden zweieinhalb Jahren gelang es mir, mich von meinen Eitelkeiten zu befreien. Nun hoffte ich auf den Effekt von Merz-Spezialdragees – auf Schönheit, die von innen kommt.

Erst, als ich zurück nach Deutschland kam und mein Geld als Talkshow-Moderatorin verdienen musste, als ich gehorsam mein Haupthaar langzüchten, glattbügeln und strähnen ließ und man mir Blusen anreichte, die einen Busenschlitz dort erforderten, wo bei mir ein vernarbtes Sternum war, dachte ich über Silikon nach.

Ich stellte mich einem Chirurgen vor, den mir eine Insiderin als Deutschlands »Tittenpapst« nannte, vom Schreibtisch aus warf er mir ein rundes gallertartiges Kissen zu. Ich fing. Oha! Ein Handschmeichler, kühl und kompakt! Er würde, so erklärte mir der Tittenpapst anhand von Skizzen, die Implantate unter den Brustmuskel

www.reporter-forum.de

schieben, nicht etwa obendrüber wie bei Pornostars. Ganz natürlich! Ich hatte Fotos mitgebracht, die mich mit 19 oben ohne zeigten, BH-Größe 80 C. Die mach ich Ihnen wieder, sagte er.

Seitdem bin ich mit zwei 300 Gramm schweren Implantaten durch die Welt gelaufen, habe darauf geschlafen, sie in sexuellem Kontext präsentiert, von einer Mammografieplatte plattdrücken und von Push-up-BHs zusammenquetschen lassen. Und tatsächlich, zwei banale Kissen, die einen chirurgischen Unfall korrigierten, ließen im Alter von vierzig Jahren meine Weiblichkeit neu erblühen. Ich fühlte mich wieder komplett und freundete mich mit den Gummibusen an.

Während ich in diesen Jahren jeder Frau lüstern in den Ausschnitt schaute – ich erklärte mir das nicht nur mit meiner Bisexualität, sondern mit meinem eigenen Makel und einer daraus resultierenden Fixierung –, schaute ein bestimmter Typ Cis-Mann, den Ausdruck kannte ich damals noch gar nicht, ebenso lüstern in meinen. Ich vergesse nie, wie ich einmal eine lesbische Frau anlächelte, und diese mich anbellte: »Ist was? Noch nie' ne Lesbe gesehen?« Irgendetwas war nicht stimmig. Ich wurde nicht richtig gelesen, ich konnte mich selbst nicht richtig lesen.

Losgegangen war das Gefühl des Aus-dem-Takt-Seins von Sexualität und Identität zwischen Ehe 3 (sexlos, mit einem Mönch im Tempel) und Ehe 4 (Brainfuck mit einem Mann im Rollstuhl). Ich trug gern Männerhüte, Männeruhren, Männerpyjamas – in klassischer Weibchenkluft fühlte ich mich verkleidet. Für »Mädchendinge« fehlte mir das Verständnis. Hatten meine Eltern Recht, hatte ich »noch nicht den Richtigen gefunden«? War ich immer schon lesbisch gewesen, hatte das aber ein Leben lang verleugnet, weil ich keine Lesbe sein wollte? Um eine gute Tochter zu sein? War mir mit den intakten sekundären Geschlechtsmerkmalen das Frausein abhandengekommen? Hatte ich das je? Und was war das eigentlich, das Frausein? Worin manifestierte es sich? Es machte mich traurig, auf meine und die Liebesgeschichten meiner Freundinnen zurückzuschauen. Das Warten, das Lügen, die Missverständnisse, die Enttäuschungen, das permanente Liefern. Warum hatte es nicht funktioniert? War da ein Fehler im System? War ich der Fehler?

www.reporter-forum.de

Wie einer Amazone waren mir die Brüste verstümmelt worden, und amazonengleich bekämpfte ich die Männer, die mich begehrten, von denen ich mich aus den falschen Gründen begehrt fühlte, sodass mich ihr Begehren nachgerade beleidigte. »Mannweib«, hörte ich sie manchmal raunen. Überhaupt, die Fellatio, in deren Kunst mich die heteronormative Gesellschaft von Jugend an abgerichtet hatte, konnte doch keiner Frau ernsthaft Vergnügen bereiten! Männer, die mir ihre Zuneigung zeigen wollten, indem sie meine Hand auf ihr erigiertes Geschlechtsteil legten, waren für mich Schweine im Weltall. War ich unter Frauen, die kreischten, weil ein Muskelmann sein T-Shirt auszog, fühlte ich mich fehl am Platze. Täuschten sie alles nur vor oder fanden sie den Anblick einer Männerbrust tatsächlich stimulierend? Für mich war die Kombination von »Mann« und »Brust« ein Oxymoron. Der Anblick nackter Männer erschien mir albern, ihr ausgestülptes Geschlechtsteil nahezu grotesk. Ich hatte weder Männer noch Penisse jemals in attraktiv und hässlich unterscheiden können. Ich fühlte mich wie ein Kolibri, dazu verdammt, sich mit Bären zu paaren. Masturbierte ich, dann meist auf einen Clip der Suchkategorie »pussy licking lesbians«. Zweimal bestellte ich lesbische Edel-Escortgirls nach Hause, die zwar dufteten, ach wie sie dufteten!, sich aber als heterosexuelle Billighuren herausstellten, die mir postkoital nahelegten, sie für ein Drittel des Preises bei kaufmich.com direkt zu buchen – wie ihre männlichen Freier.

Hocherfreut studierte ich im Internet neue sexuelle Präferenzen wie sapiosexuell, demisexuell, asexuell, pansexuell. Das alles war ich, mal dies, mal jenes. Während meine Bisexualität stets obsessiv geklungen hatte, als würde ich mit einer Hand an einem Glied, mit der anderen an einer Klitoris zerren, während sie Männer immer geil gemacht und lesbische Frauen immer abgestoßen hatte, schien mir Pansexualität der wahre humanistische Ausdruck für Liebe zu sein.

War es ein Akt der Autoaggression gewesen, mir mit Anfang zwanzig die Brüste abschneiden zu lassen? Hatte ich keine Frau mehr sein wollen? Hatte ich mich damals unbewusst verstümmeln lassen, um unattraktiv zu werden für Männer? Zum ersten Mal erscheint mir mein soziales Geschlecht als fragil, sogar als fragwürdig. Meine erst kürzlich entdeckte Pansexualität – sie passte bald schon wieder nicht mehr. Männer hatten, je älter ich wurde, desto stetiger an Anziehungskraft verloren, bis sie

www.reporter-forum.de

schließlich aufhörten, für mich als sexuelle Wesen zu existieren. Ab einem bestimmten Punkt konnte ich sie nicht mal mehr riechen.

Immer sehnsüchtiger schaue ich mich nach Frauen um. Weil ich unzerschnittene Brüste in den Händen halten will? Weil die Wechseljahre meine männlichen Anteile freisetzen? Aus heterosexueller Frustration? Ich suche nach einem Begriff, der mir Stabilität gibt im tobenden Meer der sich auflösenden Geschlechter. Ein Geländer, an dem ich mich festhalten kann, um nicht weggerissen zu werden, nicht zu ersaufen.

Als ich erstmals das Glück gegenseitiger weiblicher Liebe erfahren darf, hat mich kein anderer Körper jemals mehr erregt. Ihre Brüste, ihre Schultern, ihr Mund, ihr Schoß, ihr Atem. Eine erwachsene, ihren Körper bejahende, unrüttelbar lesbische Frau. Es kam mir vor, als sei sie vom Himmel gefallen. Und nun, endlich, landete ihr Raumschiff auf meinem Planeten. Ein kleiner Schritt für die Menschheit, ein riesengroßer für mich.

Meine Fluchthelferin aus der Heteronormativität lebte seit ihrer Jugend offen lesbisch, kannte keinerlei beklemmende Mann-Frau-Dynamik, war nie Objekt männlicher Begierde gewesen, nie von Männern protegiert und fallen gelassen worden, fand das andere Geschlecht nicht weiter störend und wunderte sich über meinen flammenden Zorn. Noch mehr aber wunderte sie sich darüber, welche Qualen ich auf mich genommen hatte, um schön für die Männer zu sein. So nahm sie das wahr. Ich blies die Backen auf, behauptete, ich hätte das alles für mich getan, doch nach und nach schwante mir, dass sie Recht haben könnte. Erst indem ich mir diese Möglichkeit eingestand, konnte ich aus meiner alten Haut schlüpfen, konnte mich entpuppen. Brustimplantate sollten nach zehn Jahren ausgewechselt werden. Meine sind jetzt 13 Jahre drin. Nächste Woche habe ich einen Termin beim Nachfolger des inzwischen an Altersschwäche gestorbenen Tittenpapstes. Ich werde die Implantate nicht auswechseln, ich werde sie entfernen lassen. Das Fremdkörpergefühl ist inzwischen unaushaltbar. »Da bleibt aber nicht viel nach«, warnt Tittenpapst junior.

Gut, aber es kommt ja nicht auf die Größe an. Alles hat seine Zeit, und die Zeit der prima Möpse ist vorbei. Rückblickend glaube ich, dass die falschen Brüste falsche Freunde waren. Sie haben mich im wahrsten Sinne des Wortes geformt, wertvoll wie

www.reporter-forum.de

ein kleines Steak. Sie waren Krücken für meine weibliche Identität oder das, was ich dafür hielt. Ich brauchte sie, aber jetzt brauche ich sie nicht mehr, die Krücken nicht und die Pseudo-Identität. Jetzt sind die Implantate Brems-Poller zwischen Gendergrenzen, Überbleibsel aus einer anderen Ära, anachronistisch, giftig, nutzlos wie ein Blinddarm. Bizarrerweise möchte ich an dieser Stelle ausgerechnet einen Mann zitieren, Heiner Müller, aka Ophelia, der mich »Else die Unvermeidliche« nannte:

Ich zertrümmre die Werkzeuge meiner Gefangenschaft, den Stuhl den Tisch das Bett.

Ich zerstöre das Schlachtfeld das mein Heim war.

Ich reiße die Türen auf, damit der Wind herein kann und der Schrei der Welt. Ich zerschlage das Fenster.

Ich fühle mich befreit, seit mein gesellschaftliches Korsett gesprengt ist. Seitdem ich atmen kann, so weit der Brustkorb es zulässt. Mein Herz hat mehr Platz. Ich kann und will nicht mehr in den klassischen Mann-Frau-Schienen fahren. Heute definiere ich mich als lesbisch und genderfluid – wobei sich das stündlich ändern kann. Ich tanze, reise, bewege mich fast nur noch in queeren Kreisen, mit Menschen, die mir als Menschen begegnen, die mehr Fragen haben als Antworten, mehr Unsicherheiten als Gewissheiten, mit Menschen, die gesehen und gehört werden wollen, die übernommene Definitionen täglich hinterfragen, die Zwischenwesen sind wie ich selbst: cross, inter, trans, asexuell, halb schwul, ganz schwul, halb Mann halb Frau, weder noch, anders eben. Oder, wie es heute heißt: divers.

#bienenlive

Das große Sensor-Bienen-Live-Experiment

Mit Kameras und Sensoren, im Newsletter und im WhatsApp-Chat konnten Leserinnen das Leben der drei Bienenköniginnen Linda, Ruby und Cleo und ihrer Völker ein Bienenjahr lang multimedial mitverfolgen.

Von Jakob Vicari (Sensor&Reporter), Bertram Weiß (Sensor&Reporter), Thomas Hallet (WDR) & Team

#bienenlive ist die erste Sensor-Live-Reportage, die uns sechs Monate lang live ins Leben von Bienenvölkern eintauchen lässt. Damit leistet das Projekt einen wichtigen Beitrag zur Erhaltung der Biodiversität, denn es ermöglicht nie dagewesene Einblicke in das Bienenleben und -sterben. Diese Einblicke sind umso wichtiger, als dass Experten der Vereinten Nationen Alarm geschlagen haben: Eine Million Arten von Tieren und Pflanzen könnten in den nächsten Jahren und Jahrzehnten aussterben.

1 Bienenjahr, 19 Newsletter, 95 Artikel, 158 Whats-App-Nachrichten der Bienenkönigin, 250.000 Datenpunkte. Unser Ziel war ein Live-Multimedia-Wissensprojekt für junge Menschen.

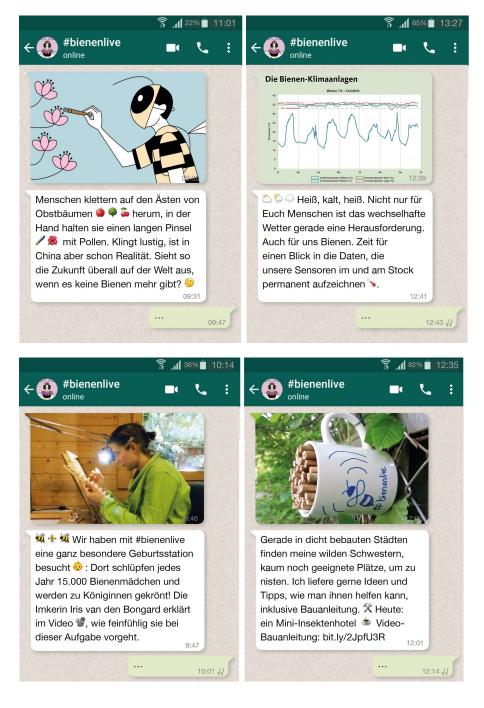
Das journalistische Projekt #bienenlive soll helfen, Bienen zu erleben und zu verstehen – ihre Schönheit und Komplexität, aber auch ihre Verletzlichkeit. Denn Bienen haben eine zentrale Position in unserer Nahrungskette und sind doch wie viele andere Insektenarten bedroht. Genau das macht Schlagworte wie "Bienensterben" oder "Insektensterben" so beängstigend. Die Bienen bei #bienenlive aber gibt es wirklich: Königin Ruby und ihr Volk im Vorgarten eines Klosters in Köln-Junkersdorf, Königin

Linda und ihre Töchter in einem Schulgarten in Lage und Königin Cleo und ihr Staat in einem Wohngebiet in Witten.

Über den Sommer 2019 filmen Webcams und messen verschiedene Sensoren rund um die Uhr, was im Inneren der drei Bienenstöcke passiert. In Echtzeit fließen die Daten auf die Website und ermöglichen Antworten auf Fragen wie: Wie warm ist es im Stock? Wie viele Sammlerinnen sind ausgeflogen? Oder: Wie viel Honig haben die Tiere im Vorrat? #bienenlive greift spielerisch die großen Fragen des Insektensterbens auf, bietet Aufklärung und Unterhaltung und vermittelt Wissen. Menschen, die noch nie einen Bienenstock genauer angeschaut haben, wird so die Welt der Bienen nahegebracht. Das Projekt gibt praktische Tipps, wie jeder selbst zum Schutz der Bienen und zum Erhalt der biologischen Vielfalt beitragen kann, und liefert Video- und Bauanleitungen, die zeigen, wie man Bienen im Garten oder auf dem Balkon helfen kann, zum Beispiel durch den Bau einer Insektentränke.

Das gesamte Projekt finden Sie unter bienenlive.wdr.de

Vier ausgewählte Whats-App Nachrichten von Bienenkönigin Linda



(*Screens nachgebaut)

Fünf ausgewählte Artikel aus dem Bienen-Blog Follow the Queen



Von wegen Bienchen und Blümchen!

Von: Anja Rützel

Wenn es erwachsenen Menschen unangenehm ist, über sexuelle Dinge zu sprechen, umschreiben sie die pikant gedachten Untenrum-Vorgänge gerne mit dem verschämten Euphemismus von "den Bienchen und den Blümchen". Dabei ahnen sie nicht, dass die Welt des Insekten-Sex mit extrem hoher Wahrscheinlichkeit viel verstörender ist als das, was sie mit ihrem honigsüßen Euphemismus bemänteln wollen: Luftorgien! Beischlaf-getriggerter Kannibalismus! Explodierende Penisse!

Und das betrifft ohnehin schon irgendwie fies aussehende Zwickkäfer, selbst für die niedlichen Glühwürmchen ist Sex eine lebensgefährliche Angelegenheit. Die männlichen Leuchtkäfer zeigen ihre Paarungsbereitschaft in lauen Sommernächten durch glimmende Schaufliege-Manöver. Ihre Balz-Botschaften folgen dabei einem bestimmten Morse-Rhythmus. Hat ihr biolumineszierendes Licht ein interessiertes Weibehen aufmerksam gemacht, funkt es ein Leuchtzeichen zurück. Die Antwortrate

ist dabei abhängig von der Lichtintensität, denn auch bei den Glühwürmchen gilt: Wer das dickste Bling-Bling präsentiert, wird am intensivsten wahrgenommen – allerdings auch von Fressfeinden. So wird jeder angebahnte Paarungsakt für die Leuchtkäfer zu einer lebensgefährlichen Kalkulation zwischen Sex und Tod.



Ja, auch Insekten pflanzen sich fort. Aber bei vielen, etwa den Bettwanzen, geht es alles andere als romantisch zu | Bildrechte: WDR 2019/Ole Schleef

Bis zu 79 Tage Liebe

Das Paarungsverhalten ihrer flattrigen Romantikkollegen, der Schmetterlinge, variiert in seiner Drastik dagegen von Art zu Art. Während die Gewöhnliche Eierfliege (die trotz ihres schnöden Namens zu den Edelfaltern zählt) in der Luft einen aufwändig choreographierten Balztanz aufführt, stürzt sich der Monarchfalter im Flug auf ahnungslos daherflatternde Weibchen, um sie mit sich zu Boden zu reißen und dort zu begatten.

Tatsächlich hat fast jede Insektenart ihr ganz eigenes, skurriles Sexdetail.

Gespenstschrecken können den Begattungsakt auf bis zu zu 79 Tage ausdehnen. Die Fruchtfliege, selbst nur wenige Millimeter lang, kann Spermienstränge von fast sechs Zentimeter Länge produzieren. Ohrwürmer haben einen Ersatzpenis, der zum Einsatz

kommt, falls der erste bei Begattungsproblemen abbricht. Und natürlich gibt es da noch die Gottesanbeterin, die ihre männlichen Partner nach dem Sex auffrisst.

Das Lieblingsinsekt von Marquis de Sade

Weniger skurril als schlichtweg brutal sind die Bettwanzen in Fortpflanzungsfragen unterwegs. Hätte der Marquis de Sade ein Lieblingsinsekt, diese Plattwanzengattung hätte beste Chancen auf diesen Ehrentitel. Ihr Sexleben kennt nämlich kein galantes Werben, keine vorsichtige Annäherung, eigentlich kann man auch nicht wirklich von einer echten Paarung sprechen. Eher von einem brutalen Überfall mit Stichwaffeneinsatz. Dabei schleich-krabbelt sich das Männchen von rechts hinten an das Weibehen heran und bohrt mit seinem säbelartigen Kopulationsorgan ein Loch in die Bauchseite des Weibehenkörpers. Dann entlässt das Männchen seine Spermien in eine kleine Auffangtasche im Körper des Weibehens, das Ribagasche Organ, etwa so groß wie ein Zuckerkrümel.

Ob die weibliche Wanze paarungsbereit ist, spielt bei dieser rabiaten Variante keine Rolle. "Traumatische Insemination" ist der biologische Fachbegriff dafür, und die Wanzenweibchen bezahlen mit einem Viertel ihrer Lebenszeit für diese strapaziöse Begattungsmethode. Weil die Wanzenmännchen bei ihrer Säbelsexattacke kein langes Federlesen machen, nähern sie sich manchmal auch Geschlechtsgenossen mit Anbohr-Absichten. Die sondern, sobald sie von einem begattungs-bereiten Männchen umklammert werden, allerdings ein Alarm-Pheromon aus, um Ärgeres zu verhindern. Der entsprechende Panik-Duftstoff der Weibchen hat zu ihrem Pech leider eine andere Note.

Und die Bienchen? Wenn die nicht mit anderen Bienchen, sondern mit Blümchen zugange sind – um auf die garantiert geschlechtsteil-freie Sexmetapher schwiemeliger Eltern zurückzukommen – liefert das übrigens auch nicht unbedingt das beste Vorbild für die wissbegierigen Kinder: Wenn die Biene (das gedachte Männchen) samenverteilend von Blume zu Blume (den Weibchen) schwirrt, ist das zwar nicht lebensgefährlich, aber zumindest in höchstem Maße promiskuitiv.

Und wenn die Bienchen miteinander zugange sind, bezahlen sie, falls sie männlich sind, für den einzigen Sexakt ihres Lebens mit dem Tod: Eine junge Königin auf Hochzeitsflug zieht zunächst alle Männchen in der Umgebung an, die allesamt versuchen, sie in der Luft zu begatten. Der erfolgreichen Drohne droht dann ein bizarres Ende: Bei der Ejakulation platzt der Penis des Männchens und funktioniert somit wie ein Propfen, der verhindert, dass andere Drohnen die Königin ebenfalls befruchten. Das penislose Männchen aber segelt zu Erde und stirbt seinen einsamen Tod.

https://bienenlive.wdr.de/bienen-blog/basiswissen/von-wegen-bienchen-und-bluemche n/

Totenkopfschwärmer: Angriff in Tarnung

Von Joachim Budde

So wie ein Fuchs sich in der Dämmerung in manchen Hühnerstall schleicht, so dringt ein Totenkopfschwärmer gewieft in einen Bienenstaat ein. Denn der Nachtfalter beherrscht eine erstaunliche Tarnung.



Wenn der Totenkopfschwärmer anrückt, gehen die Wächterbienen in Stellung.

Bildrechte: WDR 2019/Ole Schleef

Der Falter ist ein Geschöpf der Nacht. Und leicht zu erkennen an der markanten Zeichnung auf seinem Rücken, die an einen bleichen Menschenschädel erinnert. Doch auch wenn er schon längst wieder fort ist, hinterlässt er eindeutige Spuren: Löcher in den Wachsdeckeln der Honigwaben. Mit seinem groben Rüssel stößt er in die groben Kammern hinein, um sich am süßen Gold gütlich zu tun. Der Rüssel dient auch als Resonanzkörper für seine Quietschtöne: Wer schon einmal versucht hat, einen Totenkopfschwärmer mit der Hand zu fangen, weiß, dass er dann hohe Töne abgibt.

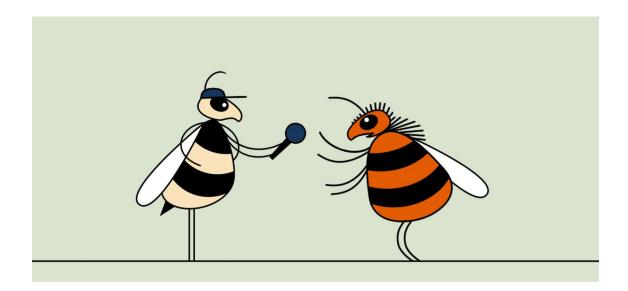
Im Bienenstock hilft ihm eine andere Strategie gegen die Zehntausenden von Arbeiterinnen: Er legt sich den Geruch von Honigbienen an. Wenn man bedenkt, wie viel größer als die Bienen so ein Schwärmer ist, ist es schon verwunderlich, dass er mit dieser Tarnung durchkommt. Zumal sein Parfüm nur aus vier Komponenten des Bienen-Dufts besteht.

Da ist es günstig, dass dieser Nachtfalter viel Bienengift verträgt. Vier Stiche haben Tiere in Versuchen weggesteckt. Dennoch endet der Ausflug ins Schlaraffenland für ihn doch mal tödlich: Und wenn dann Tausende Bienen über ihn hinweggetrampelt sind, verliert er seine Schuppen, der Totenkopf verschwindet und die Flügel werden ganz durchsichtig. Ein Imker, der einen solchermaßen zugerichteten Totenkopfschwärmer in seinem Stock findet, kann ihn kaum noch wiederkennen.

https://bienenlive.wdr.de/bienen-blog/bienenfeinde/totenkopfschwaermer-angriff-in-tarnung/

5 Fragen an die Rostrote Mauerbiene

Unsere Interviewbiene hat eine prominente Verwandte vor dem Mikrofon: Wildbiene Frau Osmia, das Insekt des Jahres 2019. Protokoll: Joachim Budde



Die Rostrote Mauerbiene im Interview. Illustration: Ole Schleef

Frau Osmia, Sie sind ja ein Star, man hat Sie in Deutschland, Österreich und der Schweiz zum "Insekt des Jahres 2019" gekürt. Was macht Sie so besonders?

So ganz genau weiß ich das auch nicht. Ich bin ja eine häufige Wildbiene. Vielleicht hat sich die Jury gedacht, sie nimmt eine Biene, die viele Menschen tatsächlich beobachten können. Denn es gibt mich fast überall in NRW und in Deutschland, und ich bin ziemlich auffällig mit meinem roten Pelz auf dem Hinterleib und den beiden Hörnchen auf der Stirn zwischen den Fühlern.

Also sind Sie ganz einfach zu erkennen?

Naja. Weibchen und Männchen sehen sogar so unterschiedlich aus, dass Carl Linné, der Erfinder der wissenschaftlichen Doppelnamen, uns ursprünglich für Vertreter zweier unterschiedlicher Bienenarten hielt. Das wurde erst über vierzig Jahre später aufgeklärt – ausgerechnet von einem Pfarrer.

Was können Menschen machen, die Sie gern als Gast in ihrem Garten begrüßen würden?

Sie können viel tun, es genügt aber schon wenig. Als Wildbiene brauche ich ja zwei Sachen: Plätze, an denen ich meine Eier ablegen kann, und Blüten, in denen ich Pollen und Nektar für mich und meinen Nachwuchs finde. Fangen wir mit der Nahrung an, die ist am einfachsten, denn ich bin nicht besonders wählerisch. Ganz im Gegensatz zu meinen Cousinen übrigens. Die Wachsblumen-Mauerbiene, die ist mir sehr ähnlich, frisst ausschließlich auf Wachsblumen. Ich sammle gern Hahnenfuß- und Stieleichenpollen, aber auch alles, was sonst gerade blüht. Ich bin zudem ein wichtiger Bestäuber für Steinobst.

Welchem Genuss können Sie nicht widerstehen?

Wer mich anlocken will, sollte mir Nistmöglichkeiten bieten. Ich mag röhrenförmige Löcher in Trockenmauern, in Löß- und Lehmwänden oder in Totholz und lockerem Gestein, Durchmesser zwischen fünf und sieben Millimeter. Der typische Holzbohrer. Aber unter uns: Ich bin da überhaupt nicht wählerisch. Unter den Mauerbienen gelte ich sogar als die flexibelste. Zur Not lege ich meine Eier auch in leere Streichholzschachteln oder in Patronenhülsen.

Wie sieht denn so ein Nest bei Ihnen aus?

Viele Leute denken ja bei Bienen immer zuerst und nur an die Honigbiene mit ihren riesigen Stöcken. Wie die überwältigende Zahl der mehr als 700 Wildbienenarten in Mitteleuropa lebe ich solo: Ich sammle Nektar und Pollen, trage ihn in eine Niströhre und pappe ihn zu einem Kuchen zusammen. Wenn der Vorrat groß genug ist, lege ich ein Ei darauf. Dann verschließe ich den Abschnitt des Rohrs mit einer Lehmwand und lege die nächste Brutkammer an. In alle Kammern kommen Eier für Töchter, nur in

die letzte lege ich eines für einen Sohn. Der schlüpft im Frühjahr als erster und steht bereit, sobald die Weibchen schlüpfen.

Machen Sie jetzt das ganze Jahr über eine Kampagne für Wildbienen?

Das wird schwierig. Bald schon, Mitte Juni ist mein Leben ja schon wieder vorbei. Meine Töchter und Söhne bleiben in den Nestern, bis Krokusse und Schneeglöckenen nächstes Jahr wieder ihre Blüten zeigen.

"Das Nest sollte ein Alarm sein"

Die Bienenforscherin Mariana Allasino hat in Argentinien eine bizarre Entdeckung gemacht: Ein Bienennest komplett aus Plastikmüll! Allasino forscht am Nationalen Institut für Agrartechnologie. Wir haben ihr Fragen zum außergewöhnlichen Bienenhaus gestellt. Interview: Isabelle Buckow



Mariana Allasino kontrolliert eine Nisthilfe | Copyright: Instituto de Investigación y Desarrollo Tecnológico para la Agricultura Familiar Región Cuyo

Frau Allasino, wie haben Sie das Wildbienen-Nest aus Plastik entdeckt?

Das war zufällig, während einer Forschungsarbeit über Bestäuber auf einer Saatgut-Farm in Pocito, San Juan in Argentinien. Wir untersuchen, wie bestimmte landwirtschaftliche Praktiken zum Erhalt der Bienen beitragen und so zu einer besseren Bestäubung der Nutzpflanzen führen. Dazu stellten wir in einem Feld 63 Nisthilfen für Wildbienen auf. In einer Nisthilfe fanden wir das Nest. Es war komplett aus Plastikmüll gebaut.



Die hölzerne Nisthilfe, darin: eine Brutzelle aus Plastik | Copyright: Instituto de Investigación y Desarrollo Tecnológico para la Agricultura Familiar Región Cuyo

Warum bauen Bienen ein Nest aus Plastik?

Das Nest zeigt die Anpassungsfähigkeit, die bestimmte Bienenarten bei neuen Umweltbedingungen entwickeln können. Die Bienen ersetzen natürliches Material durch Kunststoff. Das könnte daran liegen, dass bestimmte Pflanzen auf den Feldern fehlen oder dass es zu viel Abfall gibt. Und das wiederum könnte im Zusammenhang stehen mit der Art der Landwirtschaft. Wir können aber noch nicht sagen, ob das an unserem Studienort der Fall ist. Genauso können wir noch nicht sagen, ob der Kunststoff beim Nestbau für die Biene vorteilhaft oder für den Fortpflanzungserfolg nachteilig ist.



Die drei Zellen waren unterschiedlich lang | Copyright: Instituto de Investigación y Desarrollo Tecnológico para la Agricultura Familiar Región Cuyo

Wie sah das Plastik-Nest aus?

Das Nest war geformt aus drei Zellen. Sie waren etwa 1,27 Zentimeter lang und bestanden aus runden, länglichen Kunststoffteilen, die schuppenartig angeordnet waren. Für die ersten beiden Zellen hatte die Biene nur dünnen, hellblauen Kunststoff benutzt, wie der von Einkaufstüten. Die dritte Zelle bestand komplett aus weißem Kunststoff und war dicker als die anderen.

Welche Biene hat das Nest gebaut?

Wir haben leider nur eine tote Larve in einer Zelle gefunden, eine geschlüpfte Biene schien das Nest verlassen zu haben, die dritte Zelle war nicht fertig gebaut. Deswegen konnten wir die Bienenart nicht mehr bestimmen. Es könnte sich aber um Megachile rotundata (Fabricius) handeln. Das ist eine exotische Art, die in Blumen auf der Farm gefangen wurde. Sie wird auch Blattschneider-Biene genannt, weil sie mit den Zähnen kreisförmige Stücke aus Blättern schneidet. Und sie ist bekannt dafür, dass sie Kunststoff benutzt, um Brutzellen zu bauen.

Ein Bienennest aus Plastikmüll – ist das eine gute oder schlechte Entdeckung?

Beides. Das Gute ist: Es zeigt, dass es einigen Arten gelungen ist, sich an Veränderungen in der Umwelt anzupassen. Gleichzeitig ist das Nest aber auch ein trauriger Beweis dafür, wie stark menschliche Aktivitäten das wilde Leben beeinflussen

Werden in Zukunft noch mehr Bienenarten künstliche Materialien wie Plastik verbauen?

Das kann ich nicht sagen. Ich glaube, diese auffällige Entdeckung sollte als Alarm dienen – damit die Menschen die ökologischen Folgen der Umweltverschmutzung verstehen und sich bewusstwerden, wie wichtig die Fürsorge für unseren Planeten ist.

Könnte die zunehmende Umweltverschmutzung zum Verlust mancher Bienenarten führen, wenn nicht alle in der Lage sind, sich anzupassen?

Die Umweltverschmutzung ist eine Ursache für den Verlust der biologischen Vielfalt. Auch wir Menschen tragen dazu bei, genauso wie zur Verschlechterung der Ökosysteme. Den Tieren bleibt gar nichts anderes übrig, als sich den Veränderungen anzupassen, um zu überleben. Aber nicht alle Arten können das. Natürlich besteht dann die Gefahr, dass diese Arten verschwinden.

https://bienenlive.wdr.de/bienen-blog/naturmenschen/zu-vermieten-bienenhaus-aus-plastik/

"Ich nenne sie Elite-Bienen!"

Gibt es faule und fleißige Bienen? Um dieser Frage nachzuspüren, statteten der amerikanische Wissenschaftler Paul Tenczar und sein Team hunderte Bienen mit Mini-Sensoren aus. Mit ihrer Hilfe verfolgten sie die europäische Honigbiene Apis mellifera wochenlang – und erhielten verblüffende Resultate. Interview: Anna Heidelberg-Stein

Paul Tenczar erforscht an der University of Illinois das Verhalten von Honigbienen. Er greift dabei als einer der ersten Wissenschaftler weltweit auf Hochfrequenz-Identifikations-Markierungen zurück. Dazu entwickelte Tenczar eine spezielle Technik, um RFID-Tags (Radio Frequency Identification) an Honigbienen

anzubringen. Auf diese Weise können die Forscher die Aktivität der einzelnen Bienen im Bienenstock über mehrere Wochen hinweg mit Monitoren verfolgen.

Herr Tenczar, wie kommt man auf die Idee, für so kleine Tierchen wie Bienen noch kleinere Sensoren zu entwickeln?

Paul Tenczar: Ursprünglich wollte ich einfach wissen, ob ich es schaffe, Hochfrequenz-Identifikations-Markierungen auf Bienen anzubringen. Und ob die Insekten die Sensoren tragen können, ohne dass sich ihre Lebenszeit verkürzt.

Hat das geklappt?

Ja. Ich habe den Eindruck, die Bienen haben auch mit den Sensoren ein ganz normales Bienenleben geführt, im Sommer lebten sie rund sechs Wochen lang.

Aber Sensoren benötigen Energie. Flogen die Tiere auch noch einen Akku auf dem Rücken herum?

Nein. Die Mini-Sensoren, die ich gewählt habe, wiegen weniger als ein Milligramm. Sie beinhalten Photo-Zellen, die Energie über einen Laser auffangen. Den positionierten wir am Eingang des Bienenstocks und bei den Futterquellen.

Und wie schafften Sie es, Bienen mit Sensoren zu markieren, ohne sie zu zerquetschen?

Dafür muss man auf jeden Fall sehr viel Zeit einplanen – es hat eine ganze Woche gedauert, bis wir genügend Bienen markiert hatten. Wir wählten Tiere aus, die erst einen Tag alt waren. Die können noch nicht fliegen oder stechen, sind also einfach zu fangen. Die Insekten setzten wir dann ein paar Minuten auf Eis, um sie zu betäuben. In dieser Zeit befestigten wir die Sensoren mit Sekundenkleber auf dem Rücken.

Und dann?

Ging das Experiment richtig los. Auf dem Gelände der University of Illinois gibt es dafür extra Versuchsanordnungen: Bienenstöcke stehen in feinmaschigen Käfigen mit rund 25 Metern Länge, vier Meter Breite und fünf Meter Höhe. An einem Ende ist der Stock, am anderen befinden sich die Pollen und der Nektar. Für diese Distanz, das Einsammeln des Futters und den Rückflug benötigten "unsere" Bienen nur ein paar Minuten.

Was genau haben Sie gemessen?

Mit Hilfe der Sensoren konnten wir verfolgen, wann welche Biene losflog und wann sie wieder in den Stock zurückkam. Auch an der Futterquelle nahmen wir Messungen vor. Das Ergebnis verblüffte: Rund 20 Prozent der Bienen auf Futtersuche bringen mehr als die Hälfte des gesamten Nektars und der Pollen zurück in den Bienenstock.

Es gibt also in der Tat besonders fleißige Bienchen?

Ja! Ich nenne sie Elite-Bienen!

Warum arbeiten manche Tiere mehr als andere?

Das ist eine gute Frage; und wie bei jeder guten Frage gibt es noch keine Antwort. Das wird die Wissenschaft in Zukunft noch weiter beschäftigen.

Kommen "Elite-Bienen" vielleicht bereits stärker oder cleverer zur Welt?

Nein, und dies ist mindestens genauso spannend wie die erste Erkenntnis: Wenn wir die Super-Tiere vom Schwarm trennten, nahmen andere Bienen ihre Elite-Rolle ein. Das bedeutet, der Schwarm produziert Super-Bienen je nach Bedarf.

Wäre es für das Bienenvolk nicht besser, wenn jedes Tier auf Futtersuche zur Elite gehörte?

Noch so eine gute Frage. Niemand kennt die Antwort. Eine Möglichkeit ist, dass der Schwarm immer einige Tiere als Reserve für die Futtersuche zurückhält. Die Futtersuche ist eine harte Aufgabe, die Bienen schnell altern lässt. Vielleicht opfern sich die Elite-Bienen auf und bringen genügend Futter mit in den Stock, um alle anderen Bienen zu unterstützen.

Wie könnte man das näher untersuchen?

Eine Idee wäre, sowohl Elite- als auch normale Bienen zu fangen und ihre Gehirne zu zerlegen. So wäre es möglich, zu analysieren, ob bei den einen Bienen andere Gene aktiv sind als bei den anderen, und wenn ja, welche.

https://bienenlive.wdr.de/bienen-blog/naturmenschen/ich-nenne-sie-elite-bienen/

www.reporter-forum.de

Wer profitiert vom Berliner Mietmarkt?

Selten ist in Berlin so gestritten worden, wer am meisten am Wohnungsmarkt profitiert. An wen fließt am Ende die Rendite? Die Spur des Geldes führt zu milliardenschweren Fonds, sehr reichen Männern – und den Mietern selbst.

Von Andreas Baum, Michael Gegg, Hendrik Lehmann, David Meidinger und Helena Wittlich, Tagesspiegel, 29.06.2019

https://interaktiv.tagesspiegel.de/lab/mieten-und-renditen/